Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 10 — Leipzig, den 8. März — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Vorbild oder Erlöser? — Der Heilsglaube an Christus und die Thatsachen des Lebens Jesu — Der Kirchenkongreß von Birmingham: 1. Allgemeines — Zur Judenfrage: 1. Antisemitisches und Philosemitisches; 2. Die Ursache des Schadens — Hannele. Erste Hälfte — Wider den Artikel „Moderne Jesuserzählungen." Nebst Antwort und Schlußwort — Antwort auf den Artikel „Weiteres über die Lutherkirche in Rom" — Verschiedenes: Ueber das italienische Volksschulwesen; Der Konservatismus als Weltanschauung; Politik und Christentum; Die Brüdergemeinde; Matthias Claudius; Gütersloher Jahrbuch 1893/94 — Anzeigen

Vorbild oder Erlöser?

Dazu seid ihr berufen; sintemal auch Christus gelitten hat für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen. 1. Pet. 2, 21.

Es giebt Leute genug, die den Herrn Christus nicht anders wollen gelten lassen denn als Vorbild, und wenn man den lauten Anklagen der Parteien glauben sollte, so wüßten die theologischen Lehrmeister unsrer Tage zumeist auch nicht viel mehr von Christus zu sagen.

Nun steht offenbar geschrieben: Christus hat uns ein Vorbild gelassen. Und obendrein haben wir ein Wort von ihm selbst: Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe. Aber diese Worte kann doch nur predigen, wer Christus als Erlöser kennt, und nur denen, die durch ihn erlöst sind.

Wäre Christus nur ein Vorbild, so brächte er uns kein Heil. Wir haben mancherlei Vorbilder eines rechtschaffnen, edlen und frommen Menschentums vor uns. Sie leben heute mit uns zusammen oder längst verstorben doch noch fort in unsrer Seele. Je größer sie vor uns stehn, desto weniger helfen sie uns in der Stunde der Schwachheit und des Falls. Die Wohlthat, die sie uns thun, ist die Wohlthat des Gesetzes. Heilen, aufrichten, vergeben und verwandeln kann das Gesetz nicht. Menschen können das vielleicht, aber nur in dem Maße, als in ihnen die Macht wirksam ist, die allein erlöst, die Liebe.

Christus hat ein Vorbild gelassen — aber wem denn? Uns! Uns, für die er gelitten hat. Uns, denen er ein Erlöser geworden ist in der Hingabe seines Liebestodes.

Wie kommt der Apostel darauf, auf das Vorbild Christi hinzuweisen? Er redet mit den Sklaven in der Gemeinde. Sie hatten mancherlei Herren, auch wunderliche, schwierige. Sie mußten zuweilen Streiche leiden nicht um Missethat willen, sondern unschuldig. Das war bitter. Aber, sagt Petrus, solch unverdiente Strafe zu leiden, das laßt euch nicht verdrießen. Das sieht Gott gerne! Ja „dazu seid ihr berufen." Das gehört recht eigentlich zu dem, was ihr als Christen sollt — und könnt. Petrus fährt nicht fort: ihr habt Christum des zum Vorbild! Sondern erst erinnert er sie daran, was Christus gethan: er hat gelitten für uns. Auch unschuldig, um Wohlthat willen, aber nicht in dumpfer Ergebung, wie man eben verständigerweise das Unvermeidliche über sich ergehen läßt, sondern in heiliger Liebesabsicht: für uns!

Wie anders sieht nun die Welt aus! Wie anders liegt das Leben vor uns! Wie anders leidet sichs! Christus hat mich geliebet und sich selbst für mich hingegeben: so lebe ich zwar noch, dem äußern Anschein und Verhalt nach, ein Leben wie zuvor, aber genau genommen ist doch Christus als ein neues Leben in mir aufgegangen und hat das alte verzehrt; nicht mehr mein Ich mit seinen Eitelkeiten, mit seinen Wünschen und Freuden und Leiden, sondern Christus ist der Inhalt und Mittelpunkt meines Daseins geworden. (Gal. 2, 20.)

Einem solchen erlösten und durch die Erlösung neu gewordnen Menschen kann man zumuten, was man dem natürlichen Menschen nicht zumuten darf: darin seinen Beruf, darin seine Freude zu finden, daß er unschuldig leidet. Ihm allein hat Christus ein Vorbild gelassen, dem er nachleben soll.

Vorbild oder Erlöser? Erst Erlöser und dann Vorbild. Das Christentum ist und bleibt in erster Linie Erlösungsreligion. Unter dem Kreuze erleben wir, wie Christus uns geliebt hat. Unter dem Kreuze vernehmen wir, daß diese Liebe Christi das Abbild der Liebe ist, die Gott zu uns hat, ja diese Liebe Gottes selbst! Da werden wir froh, werden frei, und es ist uns nichts mehr zu schwer, auch nicht die Nachfolge, die er von uns fordert. R

Der Heilsglaube an Christus und die Thatsachen des Lebens Jesu

Die Nr. 7 der Christlichen Welt ist eine wahre Erquickung in unsrer Zeit. Es ist ja fast ein Ereignis, daß ein Vertreter der „Altgläubigen" und ein Vertreter der Modernen sich auseinandersetzen mit der gegenseitigen Achtung, wie ein Christ sie dem andern schuldet! Die hier vertretenen Anschauungen bilden zwei klare Gegensätze. „Thatsachen oder Thatsache?" Auf einer Seite der Glaube, der auf Grund der geschichtlichen Ueberlieferung über das Leben Jesu sich allmählich zum lebendigen Ergreifen des Heils entwickelt und nun das Heil nicht losmachen kann von der Historie, der er es verdankt. Auf der andern Seite der Glaube, der unmittelbar den lebendigen Christus ergreift und nun zufrieden, das Heil gefunden zu haben, sich über alle Einzelheiten der Historie erhaben fühlt. Zuerst erkennen wir mit beiden Vorrednern freudig an, daß auf beiden Seiten der Heilsglaube vorhanden ist; denn wer Christus hat, der hat das Heil. Wir glauben aber nicht, daß es hier heißt: Ein Drittes giebt es nicht. Vielmehr bittet hier eine Auffassung um Gehör, die von beiden Seiten glaubt gelernt zu haben.

1

Dem „Altgläubigen" möchten wir erwidern, daß der von ihm (Spalte 149) geschilderte Weg zum Heil gewiß ein möglicher, wahrscheinlich sogar der gewöhnliche ist. Auf Grund des „von Kind auf" eingeprägten Fürwahrhaltens der heiligen Geschichte erwacht in dem Christen unter der Gnadenführung Gottes allmählich das Bewußtsein, daß diese erzählten Dinge ihn persönlich „etwas angehn," wie eine Frau aus dem Volk sich einmal treffend ausdrückte. Er lernt das „Du bist der Mann!" verstehen. Die vorher rein begrifflich eingeprägten Worte Sünde, Gnade, Rettung — Knechtschaft, Erlösung, Freiheit verwandeln sich in Anschauungen, die aus dem eignen innern Leben geschöpft sind. Der Glaube, der bisher in der Vergangenheit seine Gegenstände suchte, hat jetzt mit gegenwärtigen Dingen zu thun. Der zweite Artikel des Apostolikums mit seinen parti-

cipiis perfecti tritt an Bedeutung zurück hinter die Worte der Erklärung: „Ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr.“ Der Christ kann jetzt mit den samaritischen Leuten sagen, die ja doch auch zuerst den Bericht des Weibes „für wahr gehalten“ hatten: „Wir glauben nun hinfort nicht um deiner Rede willen; wir haben selbst gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland (Joh. 4,42).“

Das ist ohne Zweifel ein normaler Weg. Wollte Gott, daß viele Christen ihn gingen! Aber es ist nicht der einzige Weg. Und es ist nicht der Weg, den der Seelsorger meistens zu führen hat. Ich möchte den „altgläubigen“ Bruder, der, wie ich vermute, auch ein Amtsbruder ist, an die eigne Praxis erinnern. Ich stelle ihn dem ungläubigen Vater gegenüber, der das einzige Kind verloren hat, oder dem verzweifelnden Weibe, das den Vater und Erhalter ihrer Kinder begräbt. Da verfängt kein geschichtlicher Beweis. Da würde ein längeres Verweilen bei den Einzelheiten der Historie, was doch allein ein solches „Fürwahrhalten der historischen Thatsachen“ wirken kann, wie der „Altgläubige“ es als einzigen Ausgangspunkt für den lebendigen Heilsglauben fordert, befremden und abstoßen. Es wird auch keinem der „altgläubigen“ Brüder einfallen, so zu verfahren. Nein, nur das lebendige Zeugnis, das aus dem gegenwärtigen Leben schöpft, kann wieder Leben wecken. Nur wenn das Herz des Ungläubigen in dem Zeugnis den Hauch des Lebens und in seinem Gewissen die Stimme der Wahrheit gespürt hat, wird er hernach zu Hause vielleicht das Neue Testament ergreifen und mit Gottes Gnade nun auch geschichtlich verstehen und für wahr halten, was ihm unmittelbar Glauben abgezwungen hat, daß er Christum ergreife, wie er von Christo ergriffen ist. Das ist der Weg, der als normal bezeugt ist in dem Worte des Petrus: „Du hast Worte des ewigen Lebens — und wir haben geglaubt und erkannt.“

Es ist dies aber nicht nur ein gleichberechtigter Weg neben dem andern. Auch für den nach erst geschilderter Art geführten Christen muß das „Fürwahrhalten der historischen Thatsachen“ sachlich das Zweite werden, wenn es auch zeitlich das erste war. Der „Altgläubige“ schreibt:

> Keine Kritik ist imstande, in uns den Zweifel an der Autorität der Schrift als historisch-getreuen Urkundenbuches zu erwecken.

Ist das wirklich wahr? Wenn es nicht vielmehr täglich vorkäme, daß die Kritik solchen Zweifel erweckte, so wäre ja die ganze Klage über die durch die moderne Kritik mitverschuldete Verworrenheit gegenstandslos. Oder in wessen Namen schreibt der Verfasser „uns“? Gehören zu diesen „wir“ nicht die Ungezählten, denen das harmlos aus dem Elternhause mitgebrachte „Fürwahrhalten der historischen Thatsachen“ durch die Kritik genommen worden ist? Wenn der Verfasser mit Recht schreibt: „keine Kritik ist imstande, in uns den Zweifel zu erwecken,“ so kann er es nur darum, weil sein Glaube thatsächlich nicht auf dem „Fürwahrhalten der historischen Thatsachen“ ruht. Vielmehr ruht dies Fürwahrhalten auf dem Glauben, d. h. auf der Erfahrung: Christus ist unser Friede. Das ist dann allerdings ein Standort, der keiner geschichtlichen Forschung zugänglich ist. An der auf Grund solcher Erfahrung gewonnenen Erkenntnis kann keine Kritik Zweifel erwecken, so wenig wie die fälschlich verbreitete Todesnachricht eines Verschollenen den irre machen kann, der den Totgesagten in der Ferne gesehen und gesprochen hat.

Im andern Falle steht der „Altgläubige“ auf einem sehr bedenklichen Standpunkte. Das Fürwahrhalten der historischen Thatsachen um der Ueberlieferung willen und die historische Kritik liegen auf einem Arbeitsfelde. Schutz giebt es hier nur in dem Dogma von der absoluten Inspiration. Der Vorredner gehört zu den Jüngeren. Und man darf behaupten, daß unter den Jüngeren niemand eine lücken- und irrtumslose Inspiration noch festzuhalten wagt. Hat man diese jedoch fallen lassen, so steht man gegenüber der historischen Kritik auf einer schiefen Ebne und muß sich nach einem andern Stützpunkt umsehen, um nicht in den Abgrund völliger Unsicherheit hinabzugleiten. Gott sei Dank giebt es solchen Stützpunkt, und damit kommen wir zu dem, was der Herausgeber der Christlichen Welt dem Altgläubigen erwidert hat.

2

Wir teilen mit ihm den Ausgangspunkt. Wir stimmen der Kritik des andern Standpunkts wesentlich zu. Aber wir glauben, daß er auf seinem Ausgangspunkt stehen bleibt, ohne zu den Konsequenzen zu gelangen, die sich mit Notwendigkeit ergeben. Die Thatsache, an der ihm alles liegt, heißt Jesus Christus. „Haben wir diese als eignes Erlebnis, so sind wir geborgen,“ sind „frei von der Thatsachenknechtschaft,“ brauchen nicht mehr ängstlich zu fragen: „Muß ich nicht das noch glauben — und das — und das?“ — Man muß überhaupt nichts glauben. Man muß nicht nur, sondern man kann nichts andres glauben, als das, wovon uns Herz und Gewissen überführt.

Aber es giebt doch auch Dinge, die von einer Wahrheit als selbstverständliche Voraussetzung eingeschlossen werden. Die eine selbstverständliche Voraussetzung des Heilsglaubens ist die Thatsache, daß Jesus Christus auf Erden gewandelt hat. Das ist eine Thatsache im engern Sinne, gleichviel auf welchem Wege ich dazu genötigt worden bin, sie anzuerkennen. Es mag mancher diesen Schluß eine Trivialität nennen. Immerhin beweist er, daß der Glaube mit einem „Fürwahrhalten der geschichtlichen Dinge“ doch etwas zu thun hat.

Gegen den Ausdruck „Glaubenserkenntnis“ an sich ist nichts einzuwenden. Er bezeichnet treffend den Weg, der mich zu einer Erkenntnis geführt hat. Einen Unterschied aber zwischen dem Gegenstand der Glaubenserkenntnis — vorausgesetzt, daß er im Rahmen des zeitlichen Geschehens seinen Platz hat — und einer geschichtlichen Thatsache im engern Sinne vermag ich nicht anzuerkennen, nicht einmal zu verstehen. Es ist ein großer Unterschied zwischen den als gleichbedeutend gebrauchten Aussagen: „eine Thatsache ist erst für den Gläubigen gewiß geworden“ (Spalte 154, Zeile 7 von oben) und der andern: „eine Thatsache ist nur für den Glauben vorhanden“ (Spalte 154, Zeile 8). Zum Beispiel: die Thatsachen des ersten Artikels werden zweifellos erst dem Gläubigen gewiß. Sind sie darum nur für den Glauben vorhanden? Die vergebende Vaterliebe ist dem verlornen Sohn erst seit seiner innerlichen Umkehr gewiß. Ist sie darum vorher und abgesehen von seinem Glauben nicht vorhanden? Diese Unterscheidung ist nicht müßig. Denn nur in dem Falle, daß die zweite Frage abgelehnt wird, kann die Mehrzahl der Theologen und wird das einstimmige Urteil der nicht philosophisch geschulten Menge dem Vorredner zugeben, daß überhaupt von Thatsachen zwischen uns die Rede ist. Denn eine Thatsache, die nur für den Glauben vorhanden und abgesehen von dem Glauben nicht vorhanden ist, ist für uns keine Thatsache.

Der Verfasser schreibt:

> Der Gläubige kennt Thatsachen, die stehen ihm zwar so fest (und fester!) wie etwas thatsächlich Geschehenes, aber sie gehören einer andern Welt an, als dieser sinnlich greifbaren Welt des gemeinen Geschehens.

Diesen Satz kann ich anwenden auf Thatsachen, wie das Reich Gottes oder die Gemeinschaft der Heiligen. Er läßt mich aber schon im Stich, wenn ich an eine Thatsache wie die Sündenvergebung denke, oder ist dieselbe nicht „etwas thatsächlich Geschehenes“? Vollends wird der Satz für mich inhaltlos, lege ich ihn an die Thatsache, die der Herr Vorredner allen Einzelthatsachen gegenüberstellt, nämlich an die Thatsache „Jesus Christus.“

Nun nennt zwar der Herr Vorredner diese Thatsache „eine greifbare geschichtliche Erscheinung.“ Er scheint sie also zu den „Thatsachen im engern Sinne“ zu zählen. Dagegen nennt er die Thatsache der Auferstehung eine solche, „die nur für den Glauben vorhanden ist“ (Spalte 153). Andrerseits beschreibt er den Vorgang des Gläubigwerdens so, daß der historische Christus uns ergreift „mit der Kraft des Gegenwärtigen.“ Wir erfahren also, so scheint hieraus zu folgen, daß Christus gegenwärtig ist. Wir wissen von nun an, daß Christus lebt. Das ist eine Thatsache, die zweifellos erst dem Gläubigen gewiß wird. Ist es aber auch eine Thatsache, die nur für den Glauben vorhanden ist? das könnte doch nur heißen, eine Thatsache, die der Glaube konstruirt? — Vielmehr können wir nicht umhin, die Auferstehung als eine Thatsache „dieser sinnlich greifbaren Welt des gemeinen Geschehens“ anzusehen, selbst wenn wir uns ent-

schließen könnten, die Auferstehung des Leibes Christi aufzugeben. Auch in diesem Falle müßte die Auferstehung unter die eben bezeichnete Kategorie fallen, wie man sie sich auch denken mag. Denn in jedem Falle ist sie doch die Aufhebung des Todes, die Erhebung aus der Erniedrigung des Todesgeschicks. Ist aber der Tod ein Ereignis dieser gemeinen sinnlichen Welt, so muß auch der entsprechende Vorgang mindestens zum Teil derselben Welt angehören. „Zum Teil" sage ich, weil er sich wirklich darstellt als die Vermittlung zwischen der sinnlichen und der übersinnlichen Welt. — Oder soll die Wendung, daß der historische Christus uns ergreift „mit der Kraft des Gegenwärtigen" nur besagen, daß das Bild des verstorbnen Jesus in der Menschenseele lebendig und wirkungskräftig wird, „als wenn" er gegenwärtig wäre: dann wäre allerdings die Auferstehung „nur für den Glauben vorhanden." Dann stünden wir aber auch an dem breiten Graben, der uns trotz des gemeinsamen Ausgangspunktes trennen müßte.

Auf einem andern Wege werden wir zu derselben Auffassung von der Auferstehung gedrängt. Es bietet mir die erste, lebenerweckende Glaubenserfahrung doch nicht mehr als einen Eindruck von der „Kraft des Gegenwärtigen." Will ich mich weiter unterrichten, wer Jesus Christus ist, und was ich an ihm haben kann, so muß ich zurückgehen auf die ursprünglichen Zeugnisse derselben Glaubenserfahrung, wie sie im Neuen Testament vorliegen. Einen andern Weg giebt es nicht. Nun mischt sich hier Wesentliches und Unwesentliches. Man könnte darüber streiten, ob die Ueberlieferung von der jungfräulichen Geburt dem Apostel Paulus bekannt war. Man könnte darüber streiten, ob die Gottessohnschaft im altkirchlichen Sinne ein Glied der apostolischen Verkündigung war. Darüber aber kann man nicht streiten, daß der wesentliche Inhalt aller apostolischen Verkündigung war: der gekreuzigte Jesus ist auferstanden. Die Apostel haben nie und nirgend das Heil in Christo angeboten, ohne von dieser Thatsache als einem Vorgang „dieser sinnlich greifbaren Welt gemeinen Geschehens" auszugehen. Ist das ein Zufall? Hat Paulus im Bunde mit allen andern neutestamentlichen Schriftstellern das ursprüngliche Christentum, wie Heinrich Lang sagt, „getrübt"? Oder haben wir eine Bestätigung dafür, daß der lebendige Heilsglaube mit dem Fürwahrhalten gewisser historischer Thatsachen denn doch unlöslich verbunden ist, mag nun jener oder dies letztere vorangehen?

3

Summa: wir teilen mit den Vertretern des modernen Glaubensbegriffs den Ausgangspunkt: Christus, der eine große Gegenstand des Glaubens. Erst von hier aus treten wir gläubig an die Ueberlieferung der heiligen Schriften heran. Wir teilen aber mit den Altgläubigen die Ansicht, daß der Glaube das Fürwahrhalten einzelner historischer Thatsachen einschließt als die notwendige Voraussetzung seiner selbst, sodaß er zwar nicht mit ihnen steht, aber ohne sie fällt. Wir meinen mit dem Herausgeber der Christlichen Welt: der wird gläubig, der von der Kraft Christi ergriffen ist. Wenn er aber von dieser Kraft ergriffen ist, so kann er nicht umhin, sich darauf zu besinnen, wer ihn ergriffen hat. Und damit kommt er zu den Thatsachen des geschichtlichen Lebens Jesu. Sein Glaube fordert eine auf Thatsachen ruhende Unterlage. Thatsachen, die ihm nicht „ebenso fest (und fester!) stehen, wie etwas thatsächlich Geschehenes," sondern Thatsachen, von denen er vermöge seiner im lebendigen Glauben beruhenden bessern Erkenntnis weiß, daß sie in die Reihe des thatsächlich Geschehenen treten.

Wir wünschen mit diesen Zeilen den Altgläubigen zu zeigen, daß man auch von dem Boden der neuern Theologie aus zur Anerkennung der wesentlichen Thatsachen des geschichtlichen Lebens Jesu kommen kann, nach unsrer Auffassung kommen muß. Und wir wünschten den Vertretern des modernen Glaubensbegriffs zu zeigen, daß man von der Unentbehrlichkeit gewisser historischer Thatsachen für den Heilsglauben überzeugt sein kann, ohne daß der katholisirende Glaubensbegriff vorläge, den sie an den Altgläubigen tadeln.*) W Th

*) Ich möchte auf eine eingehende Antwort verzichten, damit diese Erörterung nicht zu lange fortgesponnen wird. Was wichtig und entscheidend an ihr ist, wird uns ja immer wieder bei diesem oder jenem Anlaß, in dieser oder jener Form beschäftigen. Nur Zweierlei möchte ich aussprechen.

1. Gewiß ist es so, daß wir von dem Augenblicke an, wo Jesus Christus uns durch die erlösende Kraft seiner persönlichen Einwirkung zu seinem Jünger macht, für den Reichtum und die thatsächliche Wirklichkeit der evangelischen Erzählungen von ihm einen ganz andern Maßstab gewinnen als der nüchterne kritische Blick des persönlich unbeteiligten Historikers ihn hat. Aber in welchem Umfang wir diese Erzählungen uns aneignen, hängt doch von der Art und dem Grad unsrer Glaubenserkenntnis ab. Der eine Christ wird auf diesem Wege zu einer größern Unterordnung unter die Autorität der evangelischen Erzählungen kommen als der andre.

2. So sehr wir für unser Christenleben darauf angewiesen sind, daß der Reichtum der evangelischen Geschichte uns immer mehr aufgehe, so kommt doch bei der eigentümlichen kritischen Art des modernen Menschen alles darauf an, daß man ihm die Unterwerfung unter die Mannichfaltigkeit der evangelischen (und überhaupt biblischen) Erzählungen nicht zum Gesetz mache, sondern ihm die volle Freiheit der persönlichen Aneignung gewähre. Wer den Heilsglauben hat — und dafür genügt die Bekanntschaft mit der Einen historischen Thatsache —, der findet mit Dank und Freude immer mehr zu lernen an der evangelischen (und überhaupt biblischen) Ueberlieferung; wo man aber die Möglichkeit des seligmachenden Glaubens, also eines wirklichen, rechten Christenstandes, erst davon abhängig macht, daß einer die gesamte biblische Ueberlieferung „für wahr hält," da gilt es um des „Glaubens," des „Evangeliums," um Christi und seiner Erlösung willen dawider zu protestiren. Ich hoffe mit dem Herrn Verfasser des vorstehenden Artikels darin völlig einig zu sein. Ueber das, was sonst noch zwischen uns liegt, werden wir uns dann leicht vertragen.

Uebrigens beruht die Verschiedenheit der theologischen Richtungen und kirchlichen Parteien nicht zum wenigsten darauf, daß für die eine diese, für die andre jene wichtige Frage im Vordergrunde des Interesses steht. Unsre Altgläubigen beherrscht ganz vornehmlich die Frage nach den Grenzen der Lehrfreiheit. Unsereinen bewegt vor allem die Frage: Welches ist der sicherste Weg zum Glauben und zum Frieden? Welches ist der unentbehrliche Besitz, den einer haben muß, wenn er ein Christ sein will? Wie wichtig diese Fragen sind, leuchtet ein. Denn sind sie beantwortet, theoretisch und praktisch, so darf man das Weitere ruhig der persönlichen Entwicklung eines jeden überlassen. R

Der Kirchenkongreß zu Birmingham

vom 5. bis 6. Oktober 1893

Uebersicht: 1. Allgemeines; 2. High-Church und Low-Church; 3. Die Staatskirche und der Dissent; 4. Die Kirche und die sozialen Probleme.

1 Allgemeines

„Der Kirchenkongreß ist eine so gewohnte Einrichtung geworden, daß es uns gar nicht wundern würde, wenn jemand mit dem Satz aufträte, sie stamme aus den Zeiten der Apostel. Eine solche Theorie wäre nicht so ungereimt in der anglikanischen Kirche, die immer geneigt ist, in den ersten vier christlichen Jahrhunderten Vorgänge zu finden für alles, was ihr im neunzehnten Jahrhundert zusagt." Diese Worte, mit denen der gut konservative Spectator den eigentümlichen historischen Hang der englischen Kirche ironisirt, legen zugleich Zeugnis ab, wie tiefe Wurzeln der Kongreß in seiner jährlichen Wiederkehr seit 1861 im Leben der Kirche Englands wirklich geschlagen hat. Der Kongreß läßt sich grundsätzlich auf Formulirung von Resolutionen und Anträgen nicht ein; der einzelne Redner fühlt sich nicht gebunden; um so freier ist der Austausch der Gedanken; um so lebendiger und treuer spiegeln sich in der Versammlung die Stimmungen und Richtungen, die gerade die Kirche bewegen.

Der letzte Kongreß bildet nach dem allgemeinen Urteil einen Höhepunkt; noch nie war die Zahl der Teilnehmer eine so große; im ganzen wurden 8166 Karten gelöst. Schon die Wahl des Ortes erregte lebhaftes Interesse. Es war das erstemal, daß die große Metropole der „Midlands" mit ihren 550 000 Einwohnern den Kongreß beherbergte. An der Spitze der Diözese Worcester, zu der Birmingham gehört, stand 1861 bis 1890 Bischof Henry Philpott, ein trefflicher, evangelisch gesinnter Mann, aber in sich zurückgezogen; er vermochte derartigen Versammlungen keinen sonderlichen Wert beizulegen. Anders sein Nachfolger, Dr. Perrowne, ebenfalls evangelischer Richtung, aber elastisch, weitherzig, aufgeschlossen für die Bedürfnisse der Zeit; in den paar Jahren seines Episkopats hat er sich warme Freunde und bittere Feinde gemacht durch weitgehende Annäherung an die Nonkonformisten, die protestantischen Dissenter des Landes.

Wie sonst keine englische Großstadt, trägt Birmingham den Charakter der Low-Church an sich; seit fünfzig Jahren haben evangelisch gesinnte Geistliche hier fast ausnahmslos das Feld inne. Die hochkirchliche Church Times schildert in dem anmaßlich wehmütigen Ton, den sie gut zu treffen weiß, Birmingham als die Stadt,

. . . die nicht unter den vollen Einfluß der großen Bewegung gekommen ist, die die Atmosphäre des kirchlichen Lebens in England gereinigt und erfrischt hat; wo die Kirche sich nicht repräsentirt als die katholische Kirche des Landes und als ein Zweig der großen allgemeinen Kirche, sondern als eine protestantische Gesellschaft, besser vielleicht als andre protestantische Gemeinschaften, aber eben doch nur eine der vielen konkurrirenden Gesellschaften protestantischer Christen; — in einem wahrhaft peinlichen Umfang hat der Dissent die wohlhabenden und gebildeten Einwohner der Stadt an sich gezogen.

So ging dem Kongreß eine Zeitungsfehde voraus, in der Spezialberichterstatter aus beiden Lagern die kirchlichen Verhältnisse Birminghams aufs eingehendste darstellten und beurteilten. Mit eine Folge davon war, daß Bischof Perrowne, der berufne Präsident, die Geistlichkeit und die durch und durch demokratische Bürgerschaft, die Dissenter nicht ausgeschlossen, das Mögliche thaten, um dem Kongreß einen erfolgreichen Verlauf zu sichern. Schon am Sonntag, 24. September, fand unter Vorsitz des Bischofs eine zahlreich besuchte Versammlung statt, in der Alderman Philipps aus London, Schatzmeister der Docker-Union, über den Kirchenkongreß — seine Botschaft an die Männer sprach. Er forderte insonderheit die Arbeiter auf, das Werk der Kirche von England als Ganzes zu betrachten; die englischen Arbeiter, sagte er, machen heutzutage einen großen Fehler, indem sie einfach außerhalb der Kirche stehn, sie kritisiren, eine falsche Vorstellung von ihr fassen, statt ihren Platz als Teile und Glieder der nationalen Kirche einzunehmen. Der Bischof bezeichnete es als einen großen Schritt in der rechten Richtung, daß dieser Kirchenkongreß so ausdrücklich ein Arbeiterkongreß sein wolle; ein Komitee von Arbeitern habe selbst die Gegenstände gewählt, die sie bei dem Kongreß besprochen wünschen; drei spezielle Versammlungen in der großen Kongreßhalle mit zusammen sechzehn Rednern seien hierfür bestimmt.

Am Sonntag, am 1. Oktober, wurden in sämtlichen Kirchen besondre Kongreßpredigten gehalten, in der Weise, daß teils die Geistlichen der Stadt ihre Kanzeln tauschten, teils auswärtige Prediger berufen wurden; deren waren es einunddreißig, unter ihnen bezeichnenderweise nur fünf erklärte Ritualisten. In den Vordergrund traten vielmehr Männer der entgegengesetzten Richtung, insbesondre drei, deren Namen ein ganzes Programm, und zwar ein evangelisch-protestantisches im besten Sinne bedeutet: Lord Plunkett, Erzbischof von Dublin, der seit lange den Unwillen seiner anglokatholischen Brüder auf der Bischofsbank auf sich zieht durch die thatkräftige Unterstützung, die er den Evangelischen in Spanien und Portugal leiht; sodann Archdeakon Sinclair, „Aug und Hand" des Bischofs von London, Herausgeber des Churchman, der jugendliche Führer der sogenannten „neuevangelischen" Richtung, durch seinen weitern, umfassendern Horizont den Pietisten und Kalvinisten alten Schlags etwas verdächtig, aber als hervorragende Kraft doch überaus geschätzt; endlich Canon Farrar, Archdeakon von Westminster, Kaplan der Königin und des Parlaments, der Breitkirche angehörig, mit den Arbeiten der deutschen Theologie sehr vertraut. Es hat seit Kingsley kaum einen Geistlichen der Staatskirche gegeben, der mit seinem Wort so alle Klassen der Gesellschaft erreicht wie Farrar.

Beide Männer, Sinclair und Farrar, haben im Laufe des Jahres die Entrüstung der anglokatholischen Partei hervorgerufen; Sinclair, indem er in einer Schrift über „Die Prinzipien der Reformation" die Illoyalität dieser „Katholiken" gegen das Prayerbook aufdeckte; Farrar durch einen Artikel in der Contemporary Review über „Undoing the work of the Reformation," über die Vernichtung, Beseitigung der Reformation, wie sie am unverhohlensten von der Confraternity of the Blessed Sacrament und ihren 1600 priesterlichen Mitgliedern erstrebt wird. Farrar genießt die Ehre, von diesen Ritualisten förmlich gehaßt zu werden — ein Beweis, wie sehr das Gewicht seiner Gegnerschaft empfunden wird.

Am 1. Oktober vormittags fanden in drei Kirchen zumal die Eröffnungsgottesdienste statt. Die Festprediger waren der Erzbischof von Canterbury, Dr. Benson; der Bischof von Durham, Dr. Westcott, bekannt durch seine Arbeiten über das Neue Testament; als dritter endlich Canon Farrar. Dann folgte die Begrüßung durch den Mayor von Birmingham, der alle die Tage hindurch ein unermüdlicher Teilnehmer an dem Kongreß war, sodann durch eine Abordnung der Dissenterkirchen der Stadt. Und nun ergoß sich der Strom der Vorträge in einer Breite und Fülle, die für uns Deutsche fast unverständlich und unheimlich ist; nach dem offiziellen Programm waren es einundzwanzig Hauptversammlungen mit etwa hundert Referenten, Korreferenten u. s. w., darunter fünfunddreißig Laien.

Man hat es dem Kongreß nachgerühmt, daß er in besonderm Maße bereit gewesen, brennende Fragen zuzulassen, und deren giebt es ja für die Kirche von England eine Menge. Immer näher rückt die große Schicksalsfrage: die Entstaatlichung und Entpfründung. Im Jahre 1869 hat dieses Los den irischen Zweig der Kirche getroffen; jetzt droht dasselbe den vier Bistümern, die die Kirche in Wales besitzt; in der gegenwärtigen Session soll das Parlament noch darüber entscheiden; es ist das der Preis, um den Gladstone das radikale, nonkonformistische Jung-Wales für seine Homerulepolitik erkauft hat. Diese vier Diözesen sind ein integrirender Teil der englischen Kirche so gut wie etwa die Kirche in Yorkshire oder in Cornwallis, von demselben Gesetz umfaßt, unter demselben Regiment stehend. Freund und Feind fassen deshalb das, was in Wales geplant wird, als Vorspiel dessen auf, was der gesamten Kirche droht. Weiter sind es die demokratischen Tendenzen der bürgerlichen Selbstverwaltung, die mehr und mehr in das kirchliche Gebiet hineingreifen. Auf dem Gebiete des Elementarschulwesens wogt seit zwei Jahrzehnten hin und her der Kampf zwischen den durch Staatsgesetz eingeführten „Boardschulen" und den freiwilligen Kirchenschulen. Derselbe Kampf entbrennt nun um die höhern Schulen. Deren Vorstände und Lehrer waren nämlich ehedem fast durchweg Geistliche; der Bischof der Diözese war in der Regel auch Visitator. Durch Gesetz von 1889 ist nun die Kontrolle dieser Schulen in die Hand der neu eingeführten Grafschaftsräte gelegt worden. Ob die Männer der Schule die Weihen haben, ob sie auch nur Mitglieder der Kirche sind, ist fortan kein Gesichtspunkt mehr. Der Religionsunterricht nimmt mehr und mehr konfessionslosen Charakter an, ignorirt wenigstens den Unterschied zwischen Kirche und Dissent. Ein weiteres Symptom dieser Tendenz liegt in dem Gesetz betreffend den neu zu bildenden Kirchspielrat; es wird eben im Parlament verhandelt und bedeutet das Ende des bisherigen patriarchalischen Regiments von Squire und Parson, Gutsherr und Pfarrer. Alle einsichtigen Geistlichen begrüßen das Gesetz als einen Fortschritt auf dem Wege bürgerlicher Selbstverwaltung; aber zugleich ist es Thatsache, daß dem Diener der Kirche eine namhafte Anzahl von Wohlthätigkeitsstiftungen und Einrichtungen aus der Hand genommen, sein sicherlich oft mit Treue und Segen geübter Einfluß beträchtlich geschmälert wird. Noch mehr wird befürchtet, daß das Gesetz durch einen Seitenwind und gegen den Willen seiner Urheber der Kirche einen großen Teil ihrer Schulen, sowie der Gebäude, die von Kirchengenossen für allgemeinere Zwecke religiösen und sozialen Charakters errichtet worden sind, entziehen könnte.

Alle diese Fragen, die mit der politischen Entwicklung der Gegenwart zusammenhängen, nahmen das Interesse des Kongresses teils mittelbar, teils unmittelbar in Anspruch. Eine Menge Einzelfragen praktisch-kirchlichen Charakters schlossen sich an. Den lebhaftesten Verlauf nahmen jedoch die Verhandlungen, in denen die großen geschichtlichen Gegensätze der englischen Kirche zu Tage treten, einmal der Gegensatz zwischen der ritualistischen, anglokatholischen, hochkirchlichen Partei einerseits und der evangelisch-protestantischen niederkirchlichen andrerseits, sodann die Stellung der Staatskirche als solcher zu der breiten, gewaltigen Masse der Dissenter. Nicht minder bewegt waren die Versammlungen, die sich mit sozialen Fragen beschäftigten, und sie nahmen, was für

den ganzen Kongreß bezeichnend ist, einen beherrschenden Platz ein. Es sei gestattet, die Anschauungen, die in diesen dreierlei Richtungen sich geltend machten, noch etwas näher darzustellen.

C S

Zur Judenfrage

Uebersicht: 1. Antisemitisches und Philosemitisches; 2. Die Ursache des Schadens; 3. Wirkung des Talmuds; 4. Die Heilung.

1. Antisemitisches und Philosemitisches

Es wird einem Fernerstehenden nicht ganz leicht, so recht an die Aufregung zu glauben, die über weite Kreise in Deutschland wegen der Juden sich ausdehnt.*) Und doch kann kein Zweifel darüber mehr walten, daß diese Aufregung wirklich vorhanden ist, ja daß sie einen hohen Grad erreicht hat. Sonst müßten nicht Männer, die am liebsten still ihrem Berufe lebten und um die ganze Frage sich nicht kümmerten, einem erklären: Wer heutzutage in Deutschland lebt, ist durch die Verhältnisse gezwungen, in der Judenfrage Stellung zu nehmen. Man darf daher, was man von der Agitation der Antisemiten hört oder von judenfeindlichen Flugschriften liest, nicht mehr, wie man so gern wollte, als bloß vereinzelte Erscheinungen betrachten, die auf die überspannte Art einzelner weniger Heißsporne zurückzuführen wären, sondern es ist dies alles im Zusammenhang mit der ganzen Bewegung zu fassen, wenn man auch nicht vergißt, daß

Obenauf im Strom der Zeiten
Schwimmt nur Spreu und Schaum so bunt

So sind die Vorkommnisse, die sich an den Namen des Rektors Ahlwardt knüpfen, nicht nur bezeichnend für die örtlichen Verhältnisse und Stimmungen, sondern recht verstanden doch die traurigen Symptome einer weit allgemeinern Unbehaglichkeit und Gereiztheit. Man muß daher, um den Grad dessen, was jetzt möglich ist, zu ermessen, auch einer Veröffentlichung, wie der eines Oberlehrers Friedrich Dukmeyer (Kritik der reinen und praktischen Unvernunft in der gemeinen Verjudung. Berlin, Rentzel, 1892. 60 Pfge), Beachtung schenken, so sehr einem das Urgermanentum und das Christentum, wie sie hier sich Ausdruck verschaffen, nur Widerwillen erregen können. Wie der Verfasser den Kampf gegen das Judentum führen möchte, kann folgender Satz beleuchten:

Die Juden sind Verbrecher, und wir wollen sie im christlichen Sinne richten — milde und brüderlich. Wir wollen sie bessern. Das müssen wir nach geltendem vernünftigem Rechte damit beginnen, daß wir die Juden aller bürgerlichen Standesrechte für verlustig erklären und sie aus der Oeffentlichkeit, der sie als böses Exempel dienen, in die thätige, anregende Abgeschiedenheit des christlichen Arbeitshauses versetzen und sie unter beständige strenge polizeiliche Aufsicht stellen. Dann erfüllt sich in uns ein schönes menschliches Gefühl, das sich über die Fläche der Befriedigung an der bloßen Vergeltung weit erhebt, das eine wahre, dauernde Genugthuung gewährt.

Weniger sicher könnten die Schriften der Lobredner und Verteidiger der Juden einen Beweis für die Größe der Aufregung liefern; denn es scheint mit der Art dieser Schriften, wenigstens wenn man sie nach denen eines andern Oberlehrers, des Professors Dr. Walter Pohlmann in Neuwied, beurteilen darf, zusammenzuhängen, daß einerseits das Lob der Schützlinge in den höchsten Tönen gesungen wird und andrerseits ihre Leiden und Gefahren in den schwärzesten Farben gemalt werden. Aber der reißende Absatz, den solche Schriften gefunden, ist doch wieder nur aus dem Vorhandensein einer tiefen Aufregung zu erklären; sonst hätte Pohlmanns Panegyrikus auf die Juden (Das Judentum und sein Recht. Neuwied, Heuser, 1893. 50 Pfge), der zu Anfang dieses Jahres in erster Auflage erschien, doch nicht bereits die zwanzigste Auflage erlebt und könnte seine spätere Flugschrift „Das Judentum und seine Feinde" sich nicht schon der achten Auflage rühmen. Es ist daher zu vermuten, daß auch sein letztes Heft „Jüdische Leiden" seine Leser finden wird, obschon im übrigen schwerlich ein nachhaltiger Einfluß zur Schlichtung des Streites davon zu erwarten ist.

Man kann es nur mit Genugthuung begrüßen, daß angesichts der hellodernden Judenfeindschaft von verschiednen Gesichtspunkten aus zur Besinnung gemahnt wird. Denn das kann gar nicht die Frage sein, daß sowohl der Patriot wie der Christ diese Judenhetze, die in fröhlichem Zuge zu sein scheint, nur tief beklagen und bedauern muß. Aus diesem Gefühle heraus erinnern daher Heinrich Freiherr v. Löhneysen und Robert Max ihre Mitbürger an ihre Pflichten den Juden gegenüber, jener, indem er in wohlthuender Weise die christlichen Pflichten betont (Antisemitismus und Nächstenliebe. Berlin, Walther, 1893. 50 Pfge), dieser, indem er nur die nationalen Pflichten bespricht (Nationale Pflichten zur Lösung der Judenfrage. Kiel, Lipsius und Tischer, 1893. 1 Mk.).

*) Der Artikel ist in der Schweiz geschrieben. D H

2. Die Ursache des Schadens.

Man wird ernstlich nach den Ursachen fragen müssen, die den Antisemitismus hervorgerufen und ihm auch in den sogenannten höhern Ständen so viele Jünger zugeführt haben. Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht; denn die Ursache ist doch kaum, wie behauptet wurde, die einfache Ueberlegenheit der Juden, die sich zuerst in die veränderte Lage der Gewerbe und des Handels zu finden und alle die neuen Mittel der modernen Zeit zu ihrem Vorteil anzuwenden gewußt hätten. Es giebt doch auch christliche Kaufleute, die in dieser Hinsicht gewiß mit den Juden Schritt gehalten haben, ohne daß sie dadurch den Haß des Volkes sich zugezogen hätten. Es ist auch nicht die Erinnerung an die Judenverfolgungen früherer Zeiten, die nun wieder sich Geltung verschaffe und unter dem Druck der Not die Juden für alle Schäden der Gegenwart verantwortlich machen lehre. Unsre schnellebende Zeit vergißt ja so leicht die Geschichte, und kaum wäre auch eine kräftigere Erinnerung, als heute das Volk sie besitzt, stark genug, eine solche Antipathie und solchen Haß gegen die Juden zu erzeugen. Endlich darf man auch kaum die religiösen Eigentümlichkeiten der Juden dafür in Anspruch nehmen. Die Toleranz oder besser gesagt die Gleichgiltigkeit in rein religiösen Dingen ist ja kaum jemals größer gewesen, als sie heute noch ist. Man duldet doch auch die sonderbaren Sabbathisten, die den Juden darin gleichen, daß sie den Samstag an Stelle des Sonntags zum Ruhetag machen. Und das empörende Treiben der Heilsarmee hat ja wohl am Anfang etwa da und dort zu einem rohen Krawall geführt; aber bald hat man sich eben daran gewöhnt, daß man leider sie müsse gewähren lassen.

Die Abneigung, die wirklich gegen die Juden vorhanden ist und trotz mancher schönen und wahren Freundschaft zwischen Juden und Christen im allgemeinen sich nicht leugnen läßt, hat meines Erachtens einen tiefern Grund. Von vornherein lebt im Volk eine Abneigung gegen das Fremde, gegen den Sonderling. Wenn sich der Fremde nicht den Sitten und Gebräuchen seines Wohnorts im täglichen Leben anbequemen kann, so wird er selten wahre Freunde finden, mag er auch nach dem Gesetze die volle bürgerliche Gleichberechtigung besitzen. Erweckt er aber gar den Eindruck, daß er andre sittliche Anschauungen habe, so wird niemand gern mit ihm in näherm Verkehre stehen wollen. Ich meine nun, daß das gerade bei den Juden der Fall ist. Man würde ihre rein religiösen Besonderheiten ihnen nicht verübeln, aber das Gefühl, daß sie eine andre Anschauung von dem, was im Verkehre mit andern recht und billig sei, mit einem Wort, daß sie eine andre Beurteilungsweise der ethischen Pflichten haben, bringt es dazu, daß man eine gewisse Scheu vor diesen Sonderlingen nicht los wird, auch wenn sie in Bezug auf die sonstige Lebensweise ihren Mitbürgern gleich geworden sind. Ich habe die Ueberzeugung, daß hier der Kern der ganzen Sache liege, wenn man über die rohen Aeußerungen des Judenhasses und die eigentlich gemein zu nennenden Mittel, mit denen er aufgestachelt wird und die nicht scharf genug verurteilt werden können, hinwegsieht. Damit will aber in keiner Weise gesagt sein, daß deshalb die Christen irgendwie ein Recht hätten, gegen die Juden in der antisemitischen Weise vorzugehen; im Gegenteil müssen die Christen darnach streben, jedes lieblose Wesen von sich fern zu halten, auch wenn sich die Liebe nicht kommandiren läßt.

Ich bin mir auch gar wohl bewußt, daß ich mit der Zurückführung der Abneigung auf diese Eigentümlichkeit der

jüdischen Ethik einen schweren, ja vielleicht den schwersten Vorwurf gegen das Judentum erhebe. Darum soll auch sofort zugegeben werden, daß derselbe viele einzelne Juden nicht trifft. Aber das Schlimme dabei ist das, daß es dann nicht ihr Judentum ist, das sie von diesem Fehler befreit hat, sondern fremde Einflüsse der christlichen Umgebung und Kultur, in der sie sich bewegen. Und stehen auch leider manche Christen auf dem gleichen Standpunkt wie das Judentum, so ist der Unterschied eben der, daß sie sich dabei gegen die vom Christentum geforderte Ethik verfehlen und sich nicht als gute Christen fühlen können. Dieser Ansicht, daß auf dem ethischen Gebiete der Kern der Frage liege, verleiht auch die vortreffliche Schrift Leopold Caros: „Die Judenfrage eine ethische Frage“ (Leipzig, Grunow, 1892. 1 Mk.) beredten Ausdruck. Sie enthält bei weitem das Beste, was ich über die Judenfrage gelesen habe, und ihre Darlegungen verdienen um so mehr Beachtung, als der Verfasser selber Jude ist, und zwar von einer der ältesten spanisch-jüdischen Rabbinerfamilien abstammt.

Was ich mit dem erhobnen Vorwurf meine, können am besten zwei an sich ganz geringfügige Begebenheiten erläutern. Während einer Eisenbahnfahrt hörte ich, wie ein Mitreisender dem sich von ihm verabschiedenden Juden nachrief, er solle bei seinen Geschäften, die er vorhabe, niemanden betrügen, und darauf die entschiedne Antwort erhielt: Doch, wenn die Leute sich betrügen lassen. Das andre Beispiel hat es nicht mit den Handelsjuden zu thun, betrifft auch nicht ein eignes Erlebnis, gleichwohl kann ich die Wahrheit desselben verbürgen. Ein Jude ließ sich auf einer Bibliothek des Auslandes eine Abschrift besorgen. Dafür forderte der Abschreiber in deutlicher Schrift zwanzig Mark; wie verwundert aber war er, als er die „verlangten“ zwanzig Franken erhielt und doch unter der Sendung die Unterschrift las: Ihr Freund so und so. Das sind ganz kleine Musterchen von der Art, von der wir den Eindruck haben, daß sie für den gewöhnlichen Schlag der Juden bezeichnend sind. Der Jude wird als Jude eben ein solches Verfahren nicht mit tiefer Entrüstung verurteilen, wenn wir auch zugeben, daß sehr viele Juden dasselbe nicht nachahmen würden. Die Sittlichkeit gilt eben dem modernen Judentum nicht als die oberste Instanz, sondern die Nützlichkeit und der Vorteil. Es wäre doch traurig, wenn man die Ethik beiseite stellen und hier nur von „unschuldigen“ Geschäftskniffen oder „von dem Drang, die im Innern schlummernden Kräfte stets so weit zu bethätigen, wie es Zeit und Ort nur irgend gestatten,“ sprechen wollte. In starken Worten hat Marx folgendermaßen sich über diese Seite des Judentums geäußert:

Welcher ist der weltliche Grund des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennutz. Welcher ist der weltliche Kultus der Juden? Der Schacher. Welcher ist sein weltlicher Gott? Das Geld.

Und zur Zeit der russischen Judenverfolgungen haben die Bibeljuden, d. h. die Juden, die den Talmud verwerfen und nur nach dem Pentateuch leben, in einem Aufruf an ihre Glaubensgenossen geschrieben:

Weshalb hassen die verschiednen Elemente der russischen Gesellschaft, die dem Anscheine nach so wenig gemeinsame Interessen besitzen, euch mit einer solchen Einhelligkeit und Einstimmigkeit? Ist dies wirklich nur Religionshaß? Nein! Unsre Geldliebe, Unersättlichkeit, Habgier, unser Jagen nach schnellem Gewinne, unsre Zudringlichkeit, Hinterlist, unsre übermäßige Putzsucht und Verschwendung, unsre sklavische und dumme Nachahmung des hochmütigen und zügellosen höhern russischen Adels, unser Wucher, unsre Schänkenhalterei, unser Faktortum und andre Ungerechtigkeiten erbittern wider uns das russische Volk, erwecken den Neid der Kaufmannschaft und die Verachtung der herrschenden Klasse. Es ist unbestreitbar, daß es unter euch ehrliche, arbeitsame, in ihren Wünschen mäßige Leute giebt; aber sie verschwinden in der Masse der Schachertreibenden, die Tag und Nacht nur an den Rubel und an den schnellen Erwerb denken und kein andres Interesse kennen. . . . Brüder, streifet mit kühner Hand den hundertjährigen Schmutz von euch ab. Gebt dem jüdischen Volke feste moralische Ueberzeugung, und damit werdet ihr ihm die Seelenruhe wiedergeben und es in den Augen der Nebenmenschen erheben. (Vgl. bei Caro a. a. O., S. 43 f.)

Was braucht man sich da noch zu wundern, daß unter den Christen die Meinung aufgekommen ist, die Juden fühlten sich mindestens im Verkehr mit Christen nicht an etwas Weiteres gebunden, als was eben Ort und Zeit und die Umstände an Rechtlichkeit forderten! Zudem giebt W. Giese (Die Juden und die deutsche Kriminalistik. Leipzig, Grunow, 1893. 1 Mk.) den statistischen Nachweis, „daß in allem, was Schwindel, Betrug, Korruption heißt, die Juden den Reigen führen,“ läßt aber daneben noch von andrer Seite ein Licht auf die rein auf den Erfolg bedachte Art der Juden fallen, indem er zeigt, wie sie vielfach deshalb freigesprochen werden müssen, weil sie von vornherein den Wortlaut des Gesetzes und den Brauch der Rechtsprechung scharf ins Auge fassen und sich so einrichten, daß sie entweder überhaupt nicht zu fassen sind, oder daß es wenigstens außerordentlich erschwert ist, alles für die Haftbarkeit Erforderliche nachzuweisen. K M

Hannele

Alle Welt sprach von Hannele. Manuskripte kamen und schwärmten von Hannele. Briefe kamen und beschwerten sich über Hannele. Daß die Christliche Welt noch nichts über Hannele gebracht hatte, empfanden manche längst als einen unentschuldbaren Mangel. Ein verantwortlicher Redakteur ist in solchen Fällen übel dran. Stimme zur Rechten — Stimme zur Linken. Selber lesen! Nein, selber sehen und hören! Es blieb mir wohl nichts andres übrig. Ich faßte einen großen Entschluß und ging ins Theater, das erstemal wieder seit meiner Jugendzeit. Denn Männer, die zu thun haben, können nicht ins Theater gehen. Genug, ich sah Hannele.

Und nun, ehe ich berichte und versuche, meine Eindrücke und Gedanken wiederzugeben, soll ein andrer zu Worte kommen. Er erspart mir manches zu sagen und sagt andres, das ich nicht sagen würde.*) R

1

Schnee und Regen und Wintersturm. Eine frostige Dachkammer im Armenhaus eines schlesischen Gebirgsdorfes. Elend, Niedrigkeit; frierende Menschen schütteln sich den Regen ab, balgen sich um den Ertrag der Bettelarbeit und vertragen sich. Da bringt der Lehrer Gottwald ein vierzehnjähriges Mädchen, das man soeben aus dem Wasser gezogen hat, und legt es aufs armselige Bett. Aus Angst vor seinem Stiefvater, der es mißhandelt, ist es ins Wasser gesprungen — aber es hat auch daraus eine rufende Stimme gehört, die des Heilandes, drum ist es hineingegangen. Nun liegt sie und zittert vor Fieber und Frost. Die barmherzige Schwester bemüht sich um die Kranke, die bald entschläft, und nun treten im Fiebertraum, den nur ein kurzes Wachen unterbricht, alle die Gestalten ihr vor Augen, die das arme Leben und fromme Herz ausgefüllt haben.

Der betrunkne Stiefvater droht mit Schlägen. Weither kommt die Mutter, die vor kurzem gestorben ist, hunderttausend Meilen weit durch die Nacht. Dann drei lichte Engel, von der Erlösung dem Kinde singend, dann der schwarze Todesengel. Hannele soll sterben; aber prächtige Gewänder bringt der kleine bucklige Dorfschneider, Brautschleier und Kranz, und zieht ihr die weißen Pantoffeln an, die kleinsten im ganzen Lande. Wie sie im gläsernen Sarge ruht, kommen die Dorfbewohner, der Lehrer mit seinen Kindern, und bewundern das schöne gute Hannele. Ihr Stiefvater erscheint auch; ein fremder, schlicht gekleideter Mann mit blassem Gesicht tritt zu ihm und redet dem Maurer ins Gewissen, bis er, erschreckt durch das Wunder des plötzlichen Strahlens der Blume in der Hand des Mädchens, verzweifelnd hinwegstürzt. Der Fremde, der die Züge des Lehrers Gottwald trägt, tritt an den Sarg heran und heißt Hannele sich erheben; sie beugt sich in Ehrfurchtsschauern vor ihm, der in weißschimmerndem Gewand plötzlich vor ihr steht, mit unendlicher Liebe sie an sein Herz zieht und sie nun in den Himmel nehmen will. Harfentöne und Engelserscheinungen zu seinen Worten:

Die Seligkeit ist eine wunderschöne Stadt,
Wo Friede und Freude kein Ende mehr hat.
Ihre Häuser sind Marmel, ihre Dächer sind Gold,
Steter Wein in den silbernen Brünnlein rollt.

---

*) Hannele, Traumdichtung in zwei Teilen. Von Gerhart Hauptmann. Mit Bildern von Julius Exter. Berlin, P. Fischers Verlag. 5 Mark.

Auf den weißen Straßen sind Blumen gestreut,
Von den Türmen klingt ewiges Hochzeitsgeläut,
Maigrün sind die Zimmer, vom Frühling beglänzt,
Von Faltern umtaumelt, von Rosen bekränzt,
Zwölf milchweiße Schwäne umkreisen sie weit
Und bauschen ihr klingendes Federkleid,
Kühn fahren sie hoch durch die blühende Luft,
Durch erzklangdurchzitterten Himmelsduft.
Sie kreisen in feierlich ewigem Zug,
Ihre Schwingen ertönen gleich Harfen im Flug,
Sie blicken auf Zion, auf Gärten und Meer,
Grüne Flöre ziehen sie hinter sich her.
Dort unten wandeln sie Hand in Hand,
Die festlichen Menschen durchs himmlische Land.
Das weite weite Meer füllt rot roter Wein,
Sie tauchen mit strahlenden Leibern hinein . . .
Und steigen sie jauchzend hervor aus der Flut,
So sind sie gewaschen in Jesu Blut.

So übergiebt er sie den Engeln, sie zu führen „auf Felder roten Mohns,“

Wo Himmelskinder goldne Bälle werfen
Im frühen Strahl des neugebornen Lichts,

und mit lieblichen Tönen:

Wir tragen dich hin, verschwiegen und weich,
Eia popeia, ins himmlische Reich —

ziehen sie in das schöne strahlende Paradies, das sich vor ihnen öffnet.

Wieder die Kammer des Armenhauses, Hannele still auf dem Bett. Der Arzt untersucht schweigend die Kranke. Schwester Martha fragte ihn: „Tot?“ Und er nickt dumpf: „Tot.“

Das ist der Inhalt des neuesten Stücks von Gerhard Hauptmann, das seine Erstaufführung am Berliner Schauspielhaus erlebte. Es ist nicht zu verwundern, daß vor diesem „Traumstück“ die Kritiker unschlüssig stehen bleiben, um nach der Schablone zu suchen, in die es sich zwängen läßt. Findet sich diese nicht, so wird kurzweg geredet von einem phantastischen Produkte, von einer Parallele zu Lindaus: „Der Andre,“ und man giebt den wohlgemeinten Rat, diese „Ideal-, Symbol- und Nebelwelt“ von der Bühne auszuschließen.

Es ist nun freilich nicht das erstemal, daß Träume ihre Darstellung finden; man könnte sich auf Käthchen von Heilbronn und den Sommernachtstraum berufen. Aber auch wenn es das erstemal wäre, so wäre der Dichter doch gerechtfertigt, wenn er das Ganze nur in die Sphäre der Wahrscheinlichkeit gerückt hätte, soweit sich natürlich hier davon reden läßt. Die Träume gehören ihrer Art nach zu den Märchen, und eigentlich führt uns Hauptmann hier ein Märchen vor, dem man Unrecht thut, wenn man es auf seine Einzelheiten hin zergliedert, um nachzuprüfen, ob auch nichts darin vorkomme, was dem ärmlichen Tagelöhnerkinde fern liegen müßte. Ja man dürfte auch dem Stücke nicht gerecht werden, wenn man es stets nur im Rahmen betrachtet und die Fieberphantasien eines sterbenden Mädchens hier studiren möchte. Scheint doch der Dichter selbst durch seine Bezeichnung „Traumstück“ darauf hinzudeuten, daß wir hier eine Rahmenerzählung vor uns haben, ein mit großer Kunst dramatisirtes Märchen, „wie Hannele zum lieben Jesus“ kam. Erst diese Erwägung eröffnet das tiefe Verständnis für die Bilder, die den Hauptteil des Ganzen bilden, den Traum. Nun stößt man sich nicht an diesen Wundergestalten, die sonst nur unsre Kleinen an den Sonntagsnachmittagsausstattungsstücken sehn. Der Dichter gleicht ja eben den Sonntagskindern, die, wie es im Märchen heißt, die Geister zuerst sehn, und wenn er die dramatische Fähigkeit besitzt, diese lichtumflossenen Bilder uns lebendig vorzuzaubern, so sind wir ihm dankbar. Und daß ihm dies gelingt, kann jeder bezeugen, der seiner Kunst gelauscht hat. Hinweisen möchte ich noch auf den feinen Zug, die Engelerscheinungen z. B. durch sanfte Musik einleiten zu lassen. Schiller meint, daß die Musik die „Sphäre des Wunderbaren“ auf der Bühne bezeichne. Ist sie auch nur ein Aushilfsmittel, so ist sie doch ein wahrhaft poetisches. Vor allem aber kommt nun mitten hinein in diese Zauberwelt die wunderbare poetische Sprache; hier zeigt sich Hauptmann als echter Dichter, auf den das öde Schlagwort „Realist“ so gar nicht mehr passen will. Wenn das empfundne, das durch und durch beseelte Wort poetisch ist, dann enthält Hannele reine, wahre Poesie. Man vergleiche außer dem Angeführten z. B. folgende Verse, die die lichten Engel dem Kinde singen:

Auf jenen Hügeln die Sonne,
Sie hat dir ihr Gold nicht gegeben.
Das wehende Grün in den Thälern,
Es hat sich für dich nicht gebreitet.
Das goldne Brot auf den Aeckern,
Dir wollt es den Hunger nicht stillen;
Die Milch der weidenden Rinder,
Dir schäumte sie nicht in den Krug.
Die Blumen voll Duft und voll Süße,
Voll Purpur und himmlischer Bläue,
Dir säumten sie nicht deinen Weg.

Wir bringen ein erstes Grüßen
Durch Finsternisse getragen:
Wir haben auf unsern Federn
Ein erstes Hauchen von Glück.
Wir führen am Saum unsrer Kleider
Ein erstes Duften des Frühlings;
Es blühet von unsern Lippen
Die erste Röte des Tags.
Es leuchtet zu unsern Füßen
Der grüne Schein unsrer Heimat;
Es blitzen im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

Es ist freilich nötig, daß man sich in diese Gedankenwelt versetzen kann; wer aber Grimmschen Märchen und Andersens Bildern nicht fremd geworden ist, wird dazu imstande sein. Daher ist es vielleicht kein Zufall, daß ich Männer den Kopf schütteln und Frauen die Thränen über die Wangen rinnen sah. Nach den Anschauungen der für unsre Aesthetik grundlegenden Männer soll das Kunstwerk jene Bestimmbarkeit, d. h. eigentliche Empfänglichkeit erzielen, die höchste moralische Zwecke in voller Autonomie realisirt. Der gewaltigen Kunst des Dichters ist dies gelungen. Die Menschenliebe, das „große Mitleid“ mit dem sterbenden Kinde hat das Gedicht geschaffen und durchglüht es: darum muß es jedem ans Herz greifen. Ist es poetisch, so braucht es aber noch nicht im höchsten Sinne künstlerisch zu sein. Und oft werden hohe Anforderungen an die Phantasie des Zuschauers gestellt. Ich meine jenes Bild, das uns das „irdische“ Begräbnis Hanneles schildert bis zu jenem Verzweiflungsschrei des alten Mattern: „Ich häng mich uff.“ Offenbar ist alles dies als ein Teil des Traums schwer zu fassen, leichter als Bestandteil des Märchens zu verstehn. Man wird hier das Gefühl nicht los, daß die frühere Höhenlage verlassen wird, und wir uns plötzlich mitten in der nackten Wirklichkeit befinden, bis die nächste Szene unsre Phantasie in die alten Bahnen zurücklenkt.

Man hat an mehrern Stellen besondern Anstoß genommen. Hannele glaubt der „Sünde wider den heiligen Geist“ schuldig zu sein und Schwester Martha muß das verängstete Herzchen trösten. Aber hier ist wohl ein überaus treffender Zug dem Leben abgelauscht. Gerade dies tiefreligiöse Gemüt hat des Pfarrers und Lehrers wie so oft gewundne Erklärung jener dunkeln Stelle nicht befriedigen können, und nun quält sie sich ab. Und daß Hannele in ihrem Herrn Jesus mit ihren Kinderaugen die Züge des Lehrers Oswaldt erkennt, des einzigen Menschen, der ihr hier Gutes und Liebes erwiesen, ist ein psychologisch durchaus wahrer und tief poetischer Zug. Und ist er nicht eben so richtig, wie unsre Vorstellung vom Christuskopf, die sich nur nach italienischen Mustern gebildet hat? Und nun die Erscheinung des Todes auf der Bühne. Freilich ist es nicht der Genius mit gesenkter Fackel, dessen Kuß das letzte Leben von den Lippen der Sterbenden nimmt; aber er ist alles andre als der Wegweiser Knochenmann, der auf Pigalles berühmtem Straßburger Bild den Marschall von Sachsen zu sich heranwinkt. Es ist der schwarze düstre Engel mit dem traurig weißen Gesicht. Nullique ea tristis imago kann man auch von ihm sagen. Und wieder der feine Zug, daß Hanneles Mutter mit ihm erscheint und das Töchterlein ermahnt, sich nicht vor diesem Freund zu fürchten, denn er brächte sie zu ihr und zum lieben Gott.

Nach dem schimmernden klingenden Zug ins Paradies das dunkle Armenhauszimmer: „Tot.“ Allerdings eine schreiende Dissonanz. Aber ich möchte an eins erinnern. Wir sehen dem Ab-

schied schlichter Landleute zu — vielleicht gilts auf immer! Aber die harte Gewohnheit des mühekräftigen Lebens hat ihnen den Ausdruck für ihr Empfinden genommen. Ein stummer Händedruck — dann gehts hinaus, hinweg auf Nimmerwiedersehen. „Solch ein Anblick ist Poesie, tiefe tragische, ergreifende Poesie des Lebens," sagt Heinrich v. Stein.

Der Arzt beugt sich über sie: „Tot." Das ist der Poesie tiefste Tragik. Und wenn Goethe durch das einfach gesehene Wahre oft bis zu Thränen gerührt wurde, — sollten wir die Empfindung dafür verloren haben? O M

Wider den Artikel „Moderne Jesuserzählungen"

Ich ergreife die Feder wahrlich ungern. Aber mein Gewissen zwingt mich meinen Mund aufzuthun und gegen einen solchen Artikel der „Christlichen" Welt (vgl. Nr. 7) öffentlich zu protestiren so gut, so scharf, so energisch, als ich nur irgend kann. Ich werde mich in der Darlegung, Begründung und Formulirung meines Protestes ausschließlich auf die in dem Aufsatze selbst gegebnen materiellen Grundlagen und Urteile beschränken.

Im Angesichte dessen, was von dem Inhalte der Erzählung „Das Weib am Brunnen" Sp. 164, Z. 23—61 mitgeteilt ist, frage ich die Männer, die ihr Dasein bloß auf reine Sittlichkeit aufzubauen bestrebt sind, denen das Evangelium nichts ist als eine ehrwürdige Fabel: was dünket euch um den Geist dieser Erzählung? Und sie werden antworten: Es ist der Geist des Frevels. Die Hände des Frevels malen die Gestalt des Lasters mit Entzücken, legen ihr ums Haupt die Glorie der Schönheit, der Genialität, selbst der Erhabenheit, aber schlimmer als all dies, sie erniedrigen die Person des Idealmenschen zur Folie des glorifizirten Lasters, ja sie bringen sie dem Laster innerlich nahe.

Und was urteilt ein Christ zu Gehör der Christenwelt über die Erzählung und ihren Geist?

Der Artikelschreiber sagt, um zunächst die Worte zu betrachten, in denen mehr ein Urteil über das Thatsächliche als ein sittliches Werturteil enthalten ist:

> Es herrscht darin eine gewisse (!) Weichlichkeit und Sentimentalität. . . . Jesus wird stark ins Weltlich-menschliche, ins Sinnlich-pikante hineingezogen. (Sp. 164, Z. 12—15.)

Man denke: die Person Christi ins Sinnlich-pikante hineingezogen! Aber ich will zurückhalten, was ich gegen diese Kraftlosigkeiten auf dem Herzen habe und sehe mich um nach dem eigentlichen moralischen Werturteil. Welche Reaktion des moralisch-religiösen Bewußtseins hat diese Einsicht in den Geist der Erzählung in dir, Christ, hervorgerufen?

Ich erwarte, daß die Flammen eines heiligen Zornes aus deinem Innern herausschlagen über eine so freche Lästerung Christi. Aber ich höre von dir nur die Worte: „ein bedenklicher Geist weht in dieser Geschichte."

Also „bedenklich"; nicht einmal darin bin ich sicher, nach welcher Richtung bei weiterm Abwägen deine Bedenken sich auflösen werden!

Wahrlich, wenn unser Salz bereits so stumpf und dumm geworden ist, ist es hinfort nichts nütze, als daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.

Doch ich muß noch einen Augenblick auf das Urteil über die spezielle Behandlung des Gesprächs Christi mit der Samariterin in dem „Weib am Brunnen" eingehen. Ich irre schwerlich, wenn ich annehme, daß in dieser Beziehung für einen Christen nichts Beleidigenderes und Empörenderes gefunden werden kann, als die Schlußfrage des Weibes und das daran Anknüpfende.

Was empfindest du dabei, christlicher Kritiker? Nichts weiter, als ein ästhetisches Bedenken:

> Man sieht, die Pointe ist hier eine erheblich andre geworden als im evangelischen Bericht.

Ueber die moralisch-religiöse Bedeutung dieser Veränderung, über die Ruchlosigkeit, die in dem vollständigen Umsturze des Geistes des evangelischen Berichtes liegt, kein Wort!

Bei einer solchen Empfindungslosigkeit gegen den Frevel wider den innersten Kern des Christentums und Christi erstaunt es mich nicht mehr, wenn es für nötig gehalten wird, davor zu warnen, sich über die Wirkungen eines solchen Buches hinsichtlich der Beförderung des Christentums „keine großen (!) Illusionen zu machen."

Aber erstaunt habe ich mich doch, daß man es wagen kann, auf ein so antichristliches Buch die Apostelworte anzuwenden. (Sp. 165, Z. 3 ff.)

Das Wesentliche, was ich auf dem Herzen hatte, habe ich wohl gesagt. Indem ich schließe, darf ich doch nicht verschweigen, daß der Ton der beiden letzten Absätze des Artikels nach meinem Urteil eine erschreckende Aehnlichkeit hat mit dem pikant-spannenden, moralisch-zweideutigen Stile der frivolen Feuilletons mancher großen Tageblätter.

Frankfurt a. M. Dr. Paul Collischonn

Antwort

Als ich von dem heftigen Angriff Kenntnis erhielt, der sich gegen meinen harmlosen Artikel richtet, war mirs in meiner stillen Bergabgeschiedenheit zu Mute, wie es etwa dem friedlichen Bürger sein mag, der, nichts Böses ahnend, sich plötzlich wegen Hochverrats zur Rechenschaft gezogen sieht. Eigentlich verdiente ein Gegner, der unter Berufung auf sein Gewissen so wenig auf Maß und Form hält, eine andre Antwort. Dennoch will ich mich bei meiner Erwiderung der Mäßigung befleißigen, die ich dem Conradschen Buch gegenüber bewahrt habe, und die mir allerdings den Dank des Protestverfassers nicht eingetragen hat.

Hätte ich selbst das Conradsche Büchlein verfaßt, Herr Dr. Collischonn hätte nicht leidenschaftlicher über mich herfallen können. Nun aber habe ich eine ablehnende Kritik des Buches geschrieben. Daß die Tendenz meines Artikels vom ersten bis zum letzten Satz eine ablehnende, verwerfende ist, diesen Eindruck hat gewiß jeder Leser erhalten, den muß auch Herr Dr. Collischonn erhalten haben. Warum also geht er so scharf mit mir ins Gericht? Er schilt mich aus, weil ich ihm nicht genug gescholten habe. Er nennt meine Tadelsäußerungen — „Kraftlosigkeiten." Der Leser mag sie in meinem Artikel selbst nachlesen, da Herr Dr. Collischonn, wie es leidenschaftliche Polemiker zu thun pflegen, ungenau und unvollständig zitirt. Er hätte erwartet, daß die Flammen eines heiligen Zorns aus meinem Innern herausschlagen über eine so freche Lästerung Christi, — und da er sich in dieser Erwartung getäuscht sieht, rechnet er mich zum „stumpf und dumm gewordnen" Salz, das hinfort nichts nütze sei, als daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.

Darauf habe ich Herrn Dr. Collischonn zu erwidern: Die Besprechung des Conradschen Produkts involvirte für mich keineswegs die Notwendigkeit religiös-sittlicher Expektorationen in der ihm sympathischen Tonart. Der kurze Artikel ist eigentlich ein kleiner Ausschnitt aus einer umfangreichern Studie, die ich in petto habe über die Gestalt Jesu in der neuern Profanlitteratur. Bei solchen Untersuchungen kommt man mit den „Flammen eines heiligen Zorns" nicht weit; meine Absicht war, dem Leser eine objektive Darstellung zu geben; pathetische Verdammungsurteile konnte ich mir umso mehr ersparen, als ich mich mit dem definitiven Urteil über ein Erzeugnis wie das Conradsche mit meinen Lesern von vornherein eins wußte. Eine ruhige, aber bestimmte Ablehnung schien mir darum zu genügen.

Was mich ferner davon abhielt, in den Eifererton zu verfallen, den der Protest wünscht, ist meine persönliche gründliche Abneigung gegen den polternden lieblosen Ton, den man leider gerade in theologischen Kreisen so oft anschlagen hört. Die Christliche Welt ist vielen lieb und wert gerade auch um deswillen, daß sie diesen Ton bisher ferngehalten hat. Ich aber werde der letzte sein, der ihn in das Blatt hineinträgt. Natürlich geschieht ein solches Eifern stets „um des Gewissens willen," und ich will gern anerkennen, daß der Angriff des Herrn Dr. Collischonn gegen mich aus wirklichem Gewissensernst entsprungen ist. Nur hätte ihm sein Gewissen auch sagen sollen, daß man sich unter Christen einer etwas maßvollern Sprache bedienen dürfte, und daß man sich vor lieblosem Richten und Aburteilen hüten soll.

Ich nehme es mit der kritischen Vernichtung eines Autors

überhaupt vor der Hand noch nicht so leicht: ich bin jung, habe keine Leistungen aufzuweisen; in der Publizistik Anfänger, habe ich vielleicht vor dem gedruckten Buchstaben noch zu viel Respekt. Außerdem aber führe ich mein bewußtes Streben nach Ruhe und Maß im Urteil zurück auf das Studium der Antike, das mir einst in besonders schöner Weise nahe gebracht wurde. Noch heute bewahre ich mir unverwischt den hohen Eindruck, den ich von der überlegnen Ruhe, von dem maßvollen Urteil eines Thukydides, eines Tacitus empfangen habe. Und dieses Vermächtnis edler Geister lasse ich mir durch kein Schelten und Eifern nehmen, und wenn es sich für noch so christlich hält. Wiederum habe ich diese Ruhe und Objektivität im Urteil gerade bei den bedeutendsten der akademischen Lehrer gefunden, die zu hören ich das Glück hatte. Und so ist mir diese Eigenschaft ein erstrebenswertes Ideal, an dessen christlicher Berechtigung ich keinen Zweifel hege.

Endlich bin ich seit längerer Zeit krank. Ein solch jahrelanges Stillhaltenmüssen übt seinen Einfluß auch auf die Urteilsäußerungen des Menschen. Man lernt da manches ruhiger, maßvoller ansehen, als wenn das Blut so frisch in den Adern kocht. Man lernt unter anderm auch ein Buch, das uns nicht gefällt, ruhig zu Ende lesen, und wirft es nicht gleich an die Wand.

Herr Dr. Collischonn hat das Buch von Conrad nicht gelesen. Obwohl es sonst unter Leuten, die den Doktortitel führen, nicht Sitte ist, gegen eine Rezension loszuziehen, ohne das rezensirte Buch zu kennen, so hat er in Anbetracht seines Temperaments in diesem Falle wohlgethan, denn er hätte noch manche „Ruchlosigkeit“ darin gefunden, die ihn schwer alterirt haben würde. Ich konnte und wollte nicht alle diese verwerflichen Partien einzeln auf den Tisch bringen, einmal aus Rücksicht auf den beschränkten Raum des Blattes, sodann aus Rücksicht auf unsre Leser und Leserinnen, die ich nicht mit Skandalen regaliren wollte, endlich weil ich das Buch durch die nähere Besprechung der einen Erzählung hinlänglich gekennzeichnet glaubte. Dies sind die Gründe, warum ich nicht kräftiger verdammt habe.

Aus meinem Artikel einen Schluß zu ziehen auf den Grad meiner Liebe zu Jesus, auf die Innigkeit oder Oberflächlichkeit meiner innern Beziehungen zu ihm — dazu gestehe ich Herrn Dr. Collischonn das Recht nicht zu. Das räume ich kaum meinem vertrautesten Freunde ein, geschweige denn einem Manne, der mich so wenig kennt, als ich ihn. — Gegen die böse Schlußbemerkung, daß mein Stil eine erschreckende Aehnlichkeit habe „mit dem pikant-spannenden, moralisch-zweideutigen Stile der frivolen Feuilletons mancher großen Tagesblätter“ — verwahre ich mich auf das entschiedenste und appellire an das unbefangne Urteil der Leser.

Daß mein Artikel nicht überall so ärgerniserregend gewirkt hat, wie man nach den entrüsteten Auslassungen des „Protestes“ befürchten konnte, beweist mir der Brief, den eine mir befreundete Dame ihrer hier lebenden verheirateten Tochter schrieb, nachdem sie meinen Artikel gelesen. Diese Frau, die zwar längst die Freude an unsrer Kirche, nicht aber die Liebe zu Jesus und die Ehrfurcht vor seiner sittlichen Vollkommenheit verloren hat, schreibt unter anderm Folgendes: „Conrad war nie verlassen und unglücklich genug, um Christus, die Christusidee zu erfassen. Nur derjenige, der auch schon am Kreuz gehangen, wird dieser herrlichen Gestalt vollkommen gerecht werden; nur derjenige, der schon für andre gelitten und gestritten hat, wird Christus verstehen. Conrad ist in meinen Augen einer der unberufensten, da bei ihm schließlich doch alles auf den Sinnenkitzel abzielt, und Christus ist und bleibt eine übersinnliche Gestalt. . . Ich will meinen Christus zum Lieben, aber nicht zum Verlieben. Kein Mensch kann uns Christus wirklich nahe bringen, wir müssen selbst nach Gethsemane wandern, um ihn zu finden, dort aber werden wir ihn sehen! Ich bin ihm auch schon begegnet, und Du wohl auch?“

Wenn mein bescheidnes Aufsätzchen mit seinen „Kraftlosigkeiten“ solche Gedanken anzuregen vermochte, so bin ich befriedigt und habe ein gutes Gewissen. Ich hoffe, auch der Verfasser des Protestes wird sich mit diesen meinen Erklärungen zufrieden geben. Auf alle Fälle wollen wir dafür Sorge tragen, daß nicht das Ende vom Liede heiße: Tertius gaudet!

Davos Dr. Paul Baumgärtner, cand. theol.

Schlußwort des Herausgebers

Die vorliegenden Aktenstücke konnte ich gemäß den ernstesten Grundsätzen unsrer Redaktion den Lesern nicht ersparen. Herr Dr. Collischonn hat sich unter Berufung auf das, was sein Gewissen ihm gebiete, von seinem Protest nichts abdingen lassen. Herrn Dr. Baumgärtner mußte die volle Freiheit der Verteidigung gewahrt bleiben.

Ich für mein Teil bedaure am meisten, daß durch diesen Zwischenfall auf das Conradsche Buch in unsern Spalten in einer Weise die Aufmerksamkeit gelenkt wird, wie es sie nicht verdient. Es ist in meinen Augen ebenso poetisch wertlos, wie für den gläubigen Christen unerträglich; es ist nur merkwürdig in der Richtung, in der Herr Dr. Baumgärtner uns in seinem Artikel mit Recht dafür interessirt hat. Daß er das Buch für sich und für unsern ganzen Leserkreis ablehne, darüber bin ich beim Lesen seines Artikels durchaus nicht im Zweifel gewesen. Ein Wort lebhaftern Protestes gegen solche Verwendung eines uns heiligen Stoffes und insbesondre der Person Jesu habe ich allerdings am Schluß des Artikels vermißt und hätte es noch selbst hinzugefügt, wenn mich die Rücksicht darauf nicht zurückgehalten hätte, daß ich das Buch ja (damals) nicht kannte. Ich muß aber unsern Herren Mitarbeitern das Maß für den Ausdruck ihrer sittlichen Entrüstung solchen Erscheinungen gegenüber durchaus anheimstellen.

Für Herrn Dr. Collischonn handelt es sich ausgesprochnermaßen nicht um das Conradsche Buch, sondern darum, daß in einem christlichen Blatte ein Artikel, wie der von ihm in Anspruch genommne, nicht erscheinen darf. Für mich steht es außer Frage, daß solchen litterarischen Erscheinungen wie dem Conradschen Buche gegenüber ebenso Zorn und Entrüstung wie ruhige Beobachtung und Registrirung christlich berechtigt sind. Insbesondre dieser ganzen modern realistischen Litteratur stehe ich bei allem Abscheu und Ekel im einzelnen doch zuwartend und nicht ohne Hoffnung gegenüber. Aber das sage ich in aller Bescheidung.

Auf eins hat Herr Dr. Baumgärtner zu antworten unterlassen. Wenn er Phil. 1, 10 auf diese „modernen Jesuserzählungen“ anwendet, so ist das überaus kühn. Ich bin aber überzeugt, daß er dies nur in dem Sinne gemeint haben kann: Leser des Conradschen Buches, die nie zum Neuen Testamente greifen, können doch, durch diese „evangelischen Erzählungen“ neugierig gemacht, einmal zusehen, wie eigentlich die Berichte der Evangelien selbst sich zu ihnen verhalten. Dann wird ihnen ein ungeheurer Unterschied nicht nur der Geschichte, sondern auch des Geistes und Lebens darin vielleicht spürbar werden, und sie werden sich vielleicht wieder einmal vor die längst vergessene Frage gestellt sehen: Wie stehst du — nicht zu dem Conradschen Zerrbild, das kann dir doch nichts sein, sondern — zu dem Jesus, der einst gelebt, gewirkt, gelitten hat — — und wer war er? So habe ich den Verfasser verstanden und denke, es ist kein Unrecht, so zu verstehen und so zu schreiben. R

Antwort auf den Artikel „Weiteres über die Lutherkirche in Rom“

Herr Dr. Hülsen hat es für ersprießlich erachtet, die römische Gemeinde- und Kirchbaufrage vor dem Leserkreise dieses Blattes (in Nr. 8) noch einmal zu erörtern. Neue Gesichtspunkte finde ich in dem umfangreichen Artikel kaum. Angesichts dessen verzichte ich auf eine längere Erwiderung; diese würde auf eine Wiederholung des von mir in Nr. 4 d. Bl. Gesagten hinauslaufen. Ich halte alle meine Positionen in vollem Umfange aufrecht. Wer mir kein hinreichend begründetes Urteil über die römischen Verhältnisse zutraut, da mir nach Dr. Hülsen der Defekt, Rom nur aus kurzen Besuchen zu kennen, anhaftet, greife ich zu der eingehenden Arbeit Roennekes im Februarheft

der Deutsch-evangelischen Blätter S. 121—132. Lic. Roenneke, gegenwärtig Superintendent in Gommern bei Magdeburg, war vor Frommel dreizehn Jahre lang Botschaftsprediger in Rom. Zu dem, was dieser in seinem Artikel „Thatsächliches zur Lutherkirche in Rom" über den Namen der zu erbauenden Kirche, die Seelenzahl der deutschen Protestanten in Rom u. s. w. beibringt, habe ich nichts hinzuzufügen. Was die Vorgeschichte der „kapitolinischen Gemeinde" betrifft, so hat Roenneke im letzten Jahrbuch der Diasporakonferenz einen sehr interessanten Aufsatz über „Die Anfänge der deutsch-evangelischen Gemeinde in Rom" geliefert, dessen wesentlichsten Inhalt ich in Nr. 4 des Rheinisch-Westfälischen Gustav-Adolf-Blattes demnächst wiederzugeben gedenke.

Nur auf einen Punkt muß ich hier eingehen. Dr. Hülsen wundert sich darüber, daß der in der Adresse des Evangelischen Frauenvereins in Rom an mich gerichtete Ruf „so gar kein Echo" in meiner weitern Thätigkeit gefunden habe. Die Sache ist diese. Bei meiner letzten Anwesenheit in Rom wurde mir von verschiednen Damen der Gedanke nahe gelegt, statt der Kirche ein Diakonissenheim mit Hospiz zu bauen. Ich habe diesen Gedanken in dieser Form sofort mit dem Hinweis auf die Zweckbestimmung der Gaben von der Hand weisen müssen. Wohl aber habe ich mich bereit erklärt, den Versuch zu machen, das ganze Unternehmen mit dem Bau eines Diakonissenheims beginnen zu lassen und später Kirche mit Pfarrhaus und Schule anzubauen. Es wurde mir der Auftrag erteilt, mit dem „Rheinisch-Westfälischen Diakonissenverein" (Kaiserswerth) hierüber zu verhandeln. Das ist geschehen. In einer Direktionssitzung zu Düsseldorf, der ich beiwohnte, ist der Plan eingehend erwogen worden, das römische Diakonissenheim als Filiale der Florenzer Anstalt anzulegen und ganz unter Kaiserswerth zu stellen. Dieser Plan ist aus triftigen Gründen, denen ich vollständig beipflichten mußte, abgelehnt worden. Gottes Hand hat darüber gewaltet. Denn wenn demnächst, was zu erwarten ist, das Krankenhaus auf dem Kapitol seiner evangelischen Bestimmung wiedergegeben wird, dann ist ein Diakonissenheim überflüssig.

Was not thut, ist und bleibt die Gemeindebildung mit später nachfolgendem Kirchbau. Die erstere ist vorläufig die Hauptsache, der letztere eilt weniger. Man lasse die Sammlungen ungestört ihren Fortgang nehmen; die Entwicklung der Zeitverhältnisse wird dafür sorgen, daß der Augenblick kommt, wo man Gott für den vorhandnen Baufonds danken wird. Wir sind inzwischen dessen gewiß geworden, daß man in maßgebenden Kreisen nicht aufhören wird, unser Unternehmen und die mit ihm verbundne Bewegung in den deutschen evangelischen Kirchen gerecht und wohlwollend zu würdigen. Und was die Geldfrage anbetrifft, die auch hier der nervus rerum sein dürfte, so bietet der Vorschlag, am 9. Dezember d. J., zur Feier des dreihundertjährigen Geburtstags des Königs Gustav Adolf, eine allgemeine Kirchenkollekte für die evangelische Gemeinde in Rom abhalten zu lassen, eine Handhabe dar, auch ängstliche Gemüter zu beruhigen. Eine solche Kollekte würde, wenn recht vorbereitet und kräftig durchgeführt, die nötige Summe mit einem Schlage beschaffen können. Daß auch außerpreußische Landeskirchen gern helfen würden, beweist der einstimmige Beschluß der Großherzoglich hessischen Landessynode.

Gott wills machen,
Daß die Sachen
Gehen, wie es heilsam ist.

Duisburg — Pastor Terlinden

Verschiedenes

(Ueber das italienische Volksschulwesen) hat Superintendent Oßwald eine vortreffliche Broschüre geschrieben,*) deren eigentlicher Zweck jedoch der ist, für die deutschen Schulen Italiens ein weiteres Interesse zu wecken. Nun sollte es kaum des Beweises bedürfen, daß die deutsche Volksschule etwas Vortreffliches ist. Das Lieblingskind der Reformation, hat sie wie diese eine lange, segensreiche Vergangenheit, aber sie hatte auch in dem gründlichen Wesen der germanischen Art einen günstigen Boden und wurde von der festen Zucht des Hauses, sowie dem wesentlich intellektuell gerichteten Protestantismus der sie fördernden Länder kräftig unterstützt.

Wie anders Italien! Keine rasch hingeworfne Schilderung wird je dem Fremden ein Bild der Wirklichkeit geben, da er stets zu viel voraussetzt, selbst wo er mit Geringschätzung von seinen Eindrücken zu reden scheint. Auch hat die Regierung durch die klimatischen Verhältnisse, mit denen bestimmte Rassenmischungen zusammenhängen, ganz ungemeine Schwierigkeiten, einheitliche Gesetze durchzusetzen, zumal wo sie die Familie berühren. Oberitalien hat in harter Schule vieles von Oesterreich gelernt, und überdies hatte Piemont stets mit Frankreich und der Schweiz Fühlung. Toskana, dessen feinsinnige Beanlagung selbst die furchtbaren Bürger- und Weltkriege nicht zerstören konnten, behielt unter seinen Großherzogen verhältnismäßig freie Bewegung, während andrerseits der Kirchenstaat und die Bourbonen eine immer schwerere Hand auf alle Regungen des modernen Geistes legten. Ueberdies ist die Mischung mit spanischem und sarazenischem Blut im Süden dem ruhigen Beobachter unverkennbar: allein die fast orientalische Stellung der Frau würde dafür zeugen, wenn nicht die Mißachtung des Bauernstandes, die Nichtachtung des schulpflichtigen Alters, die Mißwirtschaft der städtischen Verwaltung mit dem Erfolge gänzlicher Verarmung weiter Provinzen dafür sprächen. Die in der Broschüre angeführten Zahlen sind richtig: die Analphabeten in Girgenti werden auf 85 Prozent angegeben. Die Aufgabe der italienischen Regierung war riesengroß, und dreißig Jahre sind kaum eine Stunde im Leben einer Nation, dreißig Jahre, seit mit Garibaldis Landung in Marsala ein frischer Luftzug geistigen Lebens durch den Süden wehte. Dennoch sind ganz sichtbare Resultate aufzuweisen. Ein obligatorischer Kursus von nur drei Jahren! sagt Oßwald. Aber welcher Fortschritt, daß dieser sich dem Volksbewußtsein eingeprägt hat, daß Lehrling und Lehrmädchen mit dem Proscioglimento della terza leichter eine Beschäftigung finden als ohne das Zeugnis, daß der damit ausgerüstete Soldat Vorteile genießt, daß erst dessen Besitz zu städtischen Wahlen berechtigt.

Uebrigens ist in größern Städten der gute Bürgerstand selten damit zufrieden. Er läßt die Kinder meist bis zur fünften Klasse die Schule besuchen (der Italiener zählt aufwärts), und an diese schließt sich dann in mannigfacher Gliederung das Gymnasium oder die Scuola technica, industriale, professionale — wohlzumerken für beide Geschlechter; während die Mädchen in der Scuola normale und di Magistero die höchsten Lehrerinnenzeugnisse erhalten können. Die Gymnasien und Universitäten stehen ihnen, wie gesagt, ohne weiteres offen und werden in anspruchsloser Weise benutzt. Es geschah kürzlich gleichsam als Anerkennung dieses Strebens, daß der große Patriot Sparlata sterbend der jungen strebsamen Tochter eines Freundes alle seine im Kerker gearbeiteten griechischen Schriften vermachte.

Die wunde Stelle des vortrefflichen Regolamento von Boselli ist, wie der Verfasser richtig sagt, seine Stellung zur Religion. Es ist eben die Krankheit des ganzen nationalen Lebens, die der Papst durch sein unversöhnliches Verhalten in einen akuten Zustand versetzt hat. Man nimmt allgemein an, daß Leo XIII. persönlich die Schulfrage am Herzen liegt. Er hat darauf ein besondres Augenmerk gerichtet und auch Geldopfer dafür gebracht, aber immer doch in dem Sinne, den Oßwald sehr richtig bezeichnet, um die Herrschaft zu behalten, um die Jugend an den päpstlichen Stuhl zu binden. Eine sittlich-religiöse Volkserziehung ist eben ein wesentlich evangelischer Gedanke und wird deshalb auch in Italien ernstlich nur von den italienisch-evangelischen Schulen angestrebt. Wenn Boselli die Religion mit Achtung nennt und ihr eine forza moderatrice, einen mäßigenden (nicht führenden) Einfluß zuschreibt, so entspricht dem, daß es den Munizipalschulen freisteht, sich zu der Frage zu stellen wie sie wollen. Nur in den von der Regierung erhaltnen Schulen ist die Religion ausgeschlossen. Die Kommune aber hat nach dem Gesetz für ihre Schulen selbst zu sorgen und kann, je nach der Gesinnung des Stadtrates, auf einem Religionsunterricht bestehen oder nicht, ja den Priester zum Schulinspektor machen. Im erstern Fall haben die Eltern z. B. der evangelischen Kinder um deren Entlassung aus der katholischen Religionsstunde einzukommen, was sofort gewährt wird, ohne daß ihnen große Unzuträglichkeiten erwachsen. Das lateinische Paternoster und Ave-Maria haben evangelische Kinder meiner Bekanntschaft jahrelang morgens mitgebetet, ohne daß es ihnen ihr evangelisches Bekenntnis später getrübt hätte. Im allgemeinen aber werden stets die Schulen ohne Religionsunterricht und ohne Morgengebet überwiegen, weil der Priester den Männern so sehr verhaßt und sein Einfluß gefürchtet ist. So steht thatsächlich die Volksschule in der Luft, denn wie ist ein widerspenstiges Kind zu fassen und zur Reue zu bringen, woher soll ein Lehrer all die schönen und hohen Eigenschaften nehmen, die ihm angesonnen werden? Die liebenswürdigste Schilderung dieser Drangsale kann man im Maestro von Deamicis lesen, aber nur ein Fogazzaro würde imstande sein, auch die Lösung zu finden, denn der glaubt an die Macht des Evangeliums. Die meisten glauben nur an die Wirksamkeit des Unterrichts der Diritti e Doveri del Cittadino, jenem armseligen, sittlichen Kodex der Tugend, der ihnen Steine giebt statt Brot.

An dieser Stelle setzen die konfessionellen Schulen ein, die Priester- und Klosterschulen auf der einen, die evangelischen Schulen auf der andern Seite. Unter den erstern haben die Jesuitenschulen großen Ruf und erziehen die Kinder selbst von namhaften anti-klerikalen Familien. Zur Entschuldigung pflegen diese die Furcht vor den rohen Einflüssen der überfüllten, aller Religion baren Elementarschulen anzugeben. Diese

*) Ueber das italienische Volksschulwesen, nebst einem Anhang über die deutschen Volksschulen in Italien. Von Theodor Oßwald, Superintendent. Berlin, Buchhandlung der deutschen Lehrerzeitung.

selbe Erklärung geben die Eltern, die ihre Kinder z. B. in die Waldenserschulen schicken, nur daß sie überdies den Vorzug eines patriotischen Einflusses neben einem lautern religiösen zu schätzen und zu rühmen gelernt haben. Die Zahl der dort unterrichteten Kinder kommt uns Missionsfreunden schon recht beträchtlich vor, so klein sie gegenüber der großen Volksmasse erscheint: 2600 Elementarschüler zählen die Waldensergemeinden der Mission, und diese gehen fast alle auch in die Sonntagsschule; ja die Zahl der Sonntagsschüler ist dies Jahr auf 3153, mit denen der Thäler auf 6507 Kinder gewachsen. Die Zahl der andern Denominationen habe ich nicht für die Elementarschulen, nur für die Sonntagsschulen zur Hand: es sind 3472 Kinder aller Missionsstationen zusammen.

Gott hat sein Werk in Italien. Man muß Sizilien im Aufruhr gesehen haben, um sich an allem positiv aufbauenden Wirken auch der italienischen Volksschule, mehr noch an den kleinen Gruppen evangelischer Christen zu freuen. Er wird denen helfen, die nicht fern sind vom Reiche Gottes, und viel mehr noch wird er sich nicht unbezeugt lassen bei denen, die auf den Trost Israels warten. M S

(Der Konservatismus als Weltanschauung) Von Dr. G. Oertel. Leipzig, Ungleich, 1893. 1,20 Mk.

Der Konservatismus ist nicht eine Parteischablone, auch nicht eine Summe willkürlicher Forderungen, sondern eine Weltanschauung. Er will nicht Erhaltung des jeweiligen Zustandes, sondern Schutz der eigenartigen Entwicklung. Er sieht den Staat als ein organisches Gebilde an, das man nicht in seiner Entwicklung hemmen, dessen Entwicklung man aber auch nicht in unnatürliche Bahnen drängen soll. Letzteres ist der Fehler des Liberalismus gewesen. Dieser hat sich ein Bild vom Menschen zurecht gemacht, das dem wirklichen Menschen sehr wenig entsprach, und darnach die Gesetze eingerichtet; er hat die Staatsordnungen andrer Völker auf unser Staatswesen übertragen, ohne zu fragen, ob sie sich auch für uns eigneten. Dem gegenüber betrachtet der Konservatismus die Menschen, wie sie sind. Er rechnet mit ihrer Unvollkommenheit, mit der sozialen und nationalen Verschiedenheit und berücksichtigt dabei alle Mächte, die das Leben und die Eigenart unsers Volkes beeinflußt haben, nicht minder als die angeborne Anlage. Alle Entwicklung im Staate soll sich im Anschluß an das Gewordne vollziehen. Dies hat kein Recht auf ewigen Bestand, sondern nur das Recht, Grundlage des Werdenden zu sein. So ist der Konservatismus nicht Reaktion, sondern besonnener Fortschritt, nicht Hemmschuh, sondern Zügel. Dies die Grundsätze Oertels.

Diese Gedanken sind gewiß gesund, und in ihrem Sinne bin ich auch konservativ mit vielen Gesinnungsgenossen. Aber wie kommt es nun, daß wir trotzdem den Anschluß an die konservative Partei nicht finden können? Sie stößt uns ab, und wir stoßen sie ab. Warum? Darum hauptsächlich, weil die konservative Partei sowohl wie die konservative Presse in dem allerwichtigsten Punkte nicht Ernst macht mit ihrem Grundsatz. Die christliche Kirche ist auch ein Organismus; und nicht bloß Verfassung und Kultus, sondern auch Lehre und Bekenntnis müssen etwas Lebendiges sein. Aber in Beziehung auf die beiden letzten Stücke sind Dr. Oertel und seine Genossen eben doch nichts andres als „Mumien-Konservatoren.“ Der christliche Geist, der ja als Geist Gottes etwas Ewiges ist, muß sich mit dem Wechsel der Anschauungs- und Denkformen ebenfalls stetig neue Formen auch in Lehre und Bekenntnis schaffen. Das wird schon, von allem andern abgesehen, an der einen Thatsache anschaulich, daß im Laufe der Zeiten das Wort seine Bedeutung ändert. Doch das ist nur etwas Geringes. Wenn wir nun diese Meinung vertreten, so sind wir dabei durchaus konservativ gerichtet, denn wir erstreben die fortschreitende Entwicklung in Lehre und Bekenntnis im Anschluß an das geschichtlich Gegebne ohne Auflösung und Bruch. Aber gerade die „Konservativen“ machen uns einen Vorwurf daraus und fordern, wir sollten offen mit der Vergangenheit brechen und sollten uns neue Religionsgemeinschaften gründen. Wie reimt sich das?

Mit allen Einzelheiten des Buches mich auseinanderzusetzen, ist hier nicht der Ort. Das Meiste ist übrigens nur eine weitere Umschreibung des neuen konservativen Programms. Eine sachliche Begründung fehlt in der Regel, und die Gefahr, die uns heutzutage überall sehr naheliegt, hat auch der Verfasser selten vermieden: auch er arbeitet vorwiegend mit Schlagworten und Phrasen. Wir müssen doch noch viel mehr lernen, umfassende Sachkenntnis und ernste Gedankenzucht in das politische Leben hineinzutragen. Denn so sehr Oertel gegen alle Demagogie eifert, seine Schlagworte gegen die „Börse,“ für „Heimstätten,“ „Grundschuldrente“ u. s. w. u. s. w. sind doch auch nur demagogisch, so gut sie gemeint sein mögen. Denn Demagogie ist überall da vorhanden, wo man sich nicht an das Urteil, sondern an den blinden Instinkt der Massen wendet. Im übrigen kann man den meisten Forderungen Oertels, d. h. des konservativen Programms ja gern beistimmen. Nur wo das Christentum hereinspielt, wird man oft Fragezeichen machen oder den Kopf schütteln. Hier herrscht viel Unklarheit und unevangelisches Wesen. Selbstverständlich wird uns auch der „christliche Staat“ nicht erspart, und ebenso wenig das „Gottesgnadentum.“*) Allerdings ist der Inhalt des christlichen Staates dürftig; es wird nur gefordert, daß auch im Staatsleben das Christentum bestimmend, gestaltend sein müsse, was dann im wesentlichen auf die bescheidnen antisemitischen Forderungen des konservativen Programms hinauskommt. Da hat Calvin mit dem Gedanken doch ganz anders ernst gemacht. Ein „christlicher Staat“ in dem bezeichneten Sinne ist kaum mehr als eine Farce. Wenn übrigens die „religiösen Staaten“ des Altertums für den „christlichen Staat“ als Eideshelfer dienen müssen, so fragt man unwillkürlich, ob der Verfasser wohl den spezifischen Unterschied der heidnischen Religionen von der evangelisch-christlichen recht zu würdigen wisse. Aehnliche Zweifel an seiner Sachkenntnis steigen einem auf, wenn er behauptet, der ethische Gehalt der evangelischen und der katholischen Konfession sei fast gleich. Endlich möchte ich seiner Behauptung, daß in der Schule die Familie den bestimmenden Einfluß haben müsse, die Frage entgegenhalten, wie die Schulpolitik sich denn zur sozialdemokratischen Familie und überhaupt zu der heutigen Auflösung der Familie stellen solle? Hier zeigen sich doch Schwierigkeiten, die durch eine einfache Behauptung nicht aus der Welt geschafft werden.

Schließlich füge ich noch hinzu, daß das Büchlein gut geschrieben und denen zu empfehlen ist, die etwa den Gedankenvorrat der konservativen Presse einmal im Zusammenhange kennen lernen möchten. H-Zw

*) Vgl. über beides Habermann, Christentum und Staat. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 9, S. 8 ff. und 48 ff. D H

(Politik und Christentum) Eine religiös-politische Studie von A. Skopnik, Superintendent a. D. und Pfarrer. Berlin, Conrad Skopnik, 1893. 220 S. 3,50 Mk.

Skopnik behandelt ein ähnliches Thema wie Oertel. Im entgegengesetzten Sinne. Er will zeigen, daß sich liberale Politik und positives Christentum wohl miteinander vertragen. Dabei zeigt er gesunde Ansichten vom Christentum, und die konservative Verfälschung des Christlichen findet ihre gebührende Beleuchtung. Politisch ist der Verfasser durchweg auf Vermittlungen aus. Der Grundsatz, daß die Wahrheit in der Mitte liege, kehrt sehr oft wieder. Ob dieser Grundsatz richtig ist, ist mir sehr fraglich. Zum wenigsten liegt die Wahrheit über der Mitte. Durch Abschneidung des Extremen und Verbindung des Gemäßigten wird die Wahrheit noch nicht gefunden. Die rechte Zukunftspartei kann nicht eine neue Mischung schon vorhandner Elemente sein, sondern sie muß auch neue Ideale haben. Für das Neue aber, das werden will, vermißt man bei dem Verfasser das rechte Verständnis und das rechte Interesse. Um nur eins herauszugreifen, der Antisemitismus wird in wenigen Sätzen als konfessionelle Intoleranz abgethan, während er doch gar nicht vom religiösen, sondern nur vom nationalen und wirtschaftlichen Standpunkte aus verstanden werden kann. Die günstige Beurteilung der nationalliberalen Partei kann ich mir nicht ganz aneignen. Diese ist doch wohl von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß sie vielfach nach vorgefaßten Doktrinen statt nach den wirklichen Verhältnissen gehandelt hat. Und wo sie von ihrer Doktrin abgewichen ist, hat sie dem Verdachte großen Raum gegeben, daß es nicht aus besserer Erkenntnis, sondern aus Opportunitätsrücksichten geschehen sei.

Skopnik ist ohne Zweifel viel gründlicher als Oertel. Er scheint in der Fachlitteratur sehr belesen zu sein. Aber doch vermag ich sein Buch nicht recht zu empfehlen. Es ist entsetzlich weitschweifig geschrieben, namentlich in der ersten Hälfte. Derselbe Gedanke wird oft drei-, viermal nur mit andern Worten ausgedrückt, eine Unart, die gerade uns Theologen so leicht anhaftet. Vierzehn Seiten hindurch quält der Verfasser sich und uns mit der Einleitung ab, statt frischweg in die Sache hineinzugreifen. Die Sprache ist schwülstig; gleich auf Seite 2 findet sich ein Satz, der — ohne Uebertreibung — mehr als anderthalb enggedruckte Seiten einnimmt. Da werden die wenigsten Leser die Geduld behalten. Aus diesen Gründen wird das Buch schwerlich viel Anklang finden, so sympathisch die Gesinnung der Verfassers auch ist. Er hätte besser gethan, wenn er das, was er auf 220 Seiten gesagt hat, auf 100 Seiten zusammengedrängt hätte. Wer liest denn heute eine Broschüre von 220 Seiten? Es wäre noch etwas andres, wenn es eine streng wissenschaftliche Studie wäre. H-Zw

(Die Brüdergemeine) von Guido Burkhardt (Gnadau, Unitäts-Buchhandlung; 216 S.; 1,50 Mk.) Der Verfasser, Mitglied der Oberbehörde der Brüderunität, hat uns schon früher unter dem Titel „Zinzendorf und die Brüdergemeine“ (Sonderabdruck aus Herzogs R.-E. I. Aufl.; Gotha, Bessersche Buchhandlung) eine sehr anziehende Darstellung der Persönlichkeit des Erneuerers der Brüderkirche und ihres Werdegangs gegeben. Kürzlich ist er mit der Beschreibung einer Reise nach Jerusalem, wo er das Aussätzigenasyl amtlich zu besuchen hatte, schriftstellerisch hervorgetreten (Gotha, F. A. Perthes; 3,60 Mk.). Auch das obengenannte Werk zeigt alle Vorzüge seiner Feder: flüssige Darstellung, lichtvolle Gruppirung, lebendige Charakteristik der Personen und Zustände. Wer sich in Kürze über die Entwicklung der Brüderunität von 1457 an bis auf unsre Tage unterrichten will, findet hier für außerordentlich billigen Preis allen geschichtlichen Stoff in musterhafter Uebersichtlichkeit sehr glücklich verarbeitet. Ein zweiter Teil soll später die Verfassung und Einrichtungen, die Ausdehnung und den Bestand der Brüdergemeine zur Darstellung bringen. — Diesem Zwecke dient schon jetzt in kurzgefaßter Uebersicht der Brüder-Kalender für 1894 (herausgegeben von E. Wick, Niesky, Verlag des „Herrnhut,“ 100 S., 50 Pfg.). Dies statistische Jahrbuch der evangelischen Brüderkirche und ihrer Werke giebt uns einen gedrängten Ueberblick über die Niederlassungen, Behörden und Arbeiten der Brüdergemeine, die bei einer sehr geringen Anzahl von Mitgliedern (etwa 8500 auf dem europäischen Festlande, 5600 in England, 18900 in Nordamerika) eine sehr ausgedehnte Wirksamkeit auf dem Gebiete der Erziehung, der christlichen Gemeinschaftspflege (Diasporawerk) und der Heidenmission (92000 Pflegebefohlene) entfaltet. Einige sinnige, fein abgestimmte Erzählungen eines Brüderarbeiters aus dem Berner Oberlande bilden den Schluß. Dem sehr sauber und übersichtlich gedruckten Kalender ist ein wohlgetroffenes Bildnis des kürzlich verstorbnen Brüderbischofs Theobald Wunderling vorangestellt, eines Mannes, der als macht-

voller Prediger und treuer Seelsorger in weiten Kreisen auch außerhalb der Brüdergemeine einen sehr segensreichen Einfluß ausgeübt hat. R K

(Matthias Claudius) Ein populärer Vortrag von K. Stockmeyer. (Sonderabdruck aus dem Kirchenblatt für die reformirte Schweiz. Basel, Jäger und Kober; 18 S.; 20 Pfg.) Jeder Versuch, den Wandsbecker Boten in der Kenntnis und Wertschätzung der christlichen Kreise, die er so reichlich verdient, zu erhalten, muß mit Freuden begrüßt werden. So wünschen wir auch diesem frischen Vortrag, der in sehr glücklicher Weise einzelne von Claudius Liedern und Aussprüchen zur Schilderung seines Charakters herbeizieht, weite Verbreitung und die gewünschte Wirkung. R K

(Gütersloher Jahrbuch 1893/94) 357 S. Gütersloh, Bertelsmann. 5,50 Mk.

Das Gütersloher Jahrbuch zieht in diesen Jahre zum drittenmale in die Welt. Der gesamte Ertrag — Mitarbeiter und Verleger arbeiten ohne Entgelt — ist für das evangelische Gymnasium in Gütersloh bestimmt. Aber das Buch enthält nichts, was nur für Gütersloher Schüler Interesse hätte. Unter den Mitarbeitern überwiegen die Theologen. Julius Sturm begrüßt uns verheißungsvoll am Eingang mit zwei Gedichten („Dem Allweisen" und „Nach dem Lesen der Odyssee"). Pastor Richter malt mehr in schönen Farben, als in liebevollem Detail, das Bild von Eva und Maria. Unter den verschiednen kirchengeschichtlichen Beiträgen fesselt besonders „Der Sieg des Christentums über die griechisch-römische Kulturwelt" von Professor Mirbt, höchst modern geschrieben, eine Skizze mit all dem Reiz, den diese gegenüber dem ausgeführten Gemälde hat. Jellinghaus berichtet von seinen indischen Missionserfahrungen in sehr anziehender Weise. Mit nicht immer gleichem Geschick besingt Professor Dondorf Kaulbachs Gemälde im Treppenhaus des Berliner Museums. Ohne poetische Form und doch wirklich stimmungsvoll sind Harterts Meditationen über Raffaels Sixtina. Otto Funcke beantwortet aus Kirchengeschichte und eignem Leben die Frage: „Wer ist ein Pietist?" Den befriedigten Leser entläßt zum Schluß mit warmem Händedruck Emil Frommel („In die sonnige Pfalz"). Der gute Zweck des Buches wie sein reicher Inhalt mögen ihm zahlreiche Leser gewinnen. R M—r

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 10 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Gebildete Dame (Predigerstocht.), 36 Jahre alt, sucht Stellung, wie bisher, zur selbständigen Führung eines größeren Haushalts, Erziehung mutterl. Kinder, Leiterin einer Anstalt oder Privatklinik. Beste Empfehlungen. Offert. unter **F. R. H.** durch d. Expedit. erbeten.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von **Prof. D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versenden beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis u. fco. Reuther & Reichard,** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus
von einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Ein Theologe

von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, tiefer religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für die Heidenmission wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung; die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Frühjahr 1895 nach mindestens halbjähriger Vorbereitung erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Zentralvorstand zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Berlin C, Friedrichsgracht 53

Der Zentralvorstand
des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Vereins
Prediger **Dr. Arndt**

Soeben erschien:

D. Willibald Beyschlag, Zur Kritik der neuen Agende.
4 Bogen gr. 8°. . . . . 1 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, auch gegen vorherige Einsendung des Betrages portofrei von der Verlagsbuchhandlung
Eugen Strien in Halle (Saale).

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 10: Der Identitätsnachweis und die Staffeltarife — Die Währungsfrage. Von O. Bähr — Die Grundlagen des deutschen Reichs. Von einem sächsischen Historiker — Julian der Abtrünnige — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur — Schwarzes Bret

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,

enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.** Prospekt durch
Rektor Kühne

Zur Einführung
in das
Akademische Leben und Studium
des Theologen
In Briefen an einen angehenden Theologen
Von
Dr. Chr. E. Luthardt

Preis 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Verlag von **Dörffling & Franke** in **Leipzig**

Auch eine Gabe für Konfirmanden!

Soeben erschien bei uns und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die fünfte Auflage der
Geschichts- und Lebensbilder
aus der
Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen
Von **Wilhelm Baur**
2 Bände. Preis 8 Mark. Eleg. geb. 10 Mark.

Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg

Sehr empfehlenswertes Konfirmations-Geschenk!

Durch ein besonderes Uebereinkommen bin ich in der Lage, das reich illustrierte Prachtwerk:

Die Länder und Stätten der Heil. Schrift

von Dr. **Friedrich Ad. Strauß** und Lic. **Otto Strauß**
statt für 28 Mk. für nur **12 Mark** zu liefern.

Es bietet sich hier eine Gelegenheit, ein wirklich hervorragendes christliches Prachtwerk (dasselbe enthält neben einem Titelbilde in Stahlstich 130 Abbildungen in Holzschnitt, 2 Steintafeln, 2 Farbendruckbilder und 3 Karten) zu einem äußerst geringen Preise zu erwerben. Dasselbe wird bei **Hochzeiten, Geburtstagen** und **Konfirmationen** stets mit Freuden aufgenommen werden. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich nur **völlig neue** und **tadellose** Exemplare in elegantem Einbande mit Goldschnitt versende. Ich liefere das Werk portofrei gegen vorherige Einsendung des Betrages oder unter Nachnahme. Den Herren Geistlichen, Beamten und Lehrern sende ich es auf Wunsch auch zur Ansicht.

Richard George's Bücherversand. Berlin W. 57, Culmstr. 25 III.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von der Bremischen [illegible] in Bremen